

# Ernst Schur gedächtnisbuch

Ernst Schur



516



Phot. Rud. Dührkoop.

Ernst Schur

# Weisse Mitternacht.

Mondenhellt
liegt mein Zimmer da...

Wie ich es verlasse
einen Blick zurück noch
werfe –
in dem weissen, stillen Licht
traumübergossen liegt es da.

Fast erschrocken lehn' ich an der Türe.
Tische, Stühle, Bücher – alles –
lebt sein seltsam-eigenes Leben,
alles flirrt und schimmert so geheimnisvolle,
als ob es –
untertauchte in ein Bad verborgener Schönheit
und dahintreibt auf den Wogen weissen Schweigens.

Alle Dinge sind so leicht und licht,
als seien sie verdeckt
mit ~~den sieben~~ vielen, zarten Schleiern
der Vergessenheit –

Ich horche? Redet eine Stimme?

Still ist alles.

Singe ich,
Schlösse ich die Tür,
Dann beginnt, ich weiss, ein Flüstern,
Vielleicht
hebt ein Singen an ...

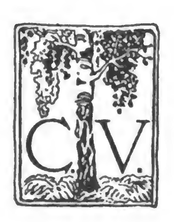
Ein Singen unter der Flut des silbernen Stromes
Ein Singen unter dem Lauschen des weissen Schweigens
~~Es ist ein anderes Reich~~

Mondenhellt
liegt mein Zimmer ...

# Ernst Schur Gedächtnisbuch

herausgegeben von Monty Jacobs

mit einem Bildnis des Dichters




Verlegt bei der Concordia Deutsche Verlags-Anstalt
G. m. b. H. in Berlin SW 11

Roßberg'sche Buchdruckerei, Leipzig

# Vorwort

Dem Andenken eines Frühverklärten sollen diese Blätter dienen. Nur fünfunddreißig Jahre waren Ernst Schur vom Schicksal vergönnt.

Er hat die kurze Zeit genützt, als ob er das Schlagen der Abschiedsstunde geahnt hätte. So vorzeitig diese Hände sinken mußten — sie haben eine reiche Saat ausgestreut. In Büchern und Aufsätzen sprach er, bis in die Tage des Siechtums, tapfer und nimmermüde zu seinen Lesern. Als ein feinhöriger Mittler zwischen Werkstatt und Publikum, als ein erlesener Kenner der Künste und des Kunstgewerbes wirkte er, den großen Traditionen getreu und zugleich ein wachsamer Späher in die dämmernde Zukunft hinein.

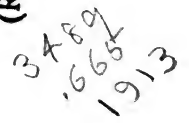
Immer neue Aufgaben boten sich seiner hurtigen Schaffenskraft. So packte ihn gerade in seinen letzten Jahren die Begierde, am großen Werke der Volksbildung mitzuhelfen, in den Schichten der Arbeiter Enthusiasten für die Meister der Vergangenheit und Gegenwart zu werben.

Viele kannten und schätzten ihn als einen berufenen Fürsprecher der Kunst, aber nur wenige wußten, daß er selbst ein Auserwählter, ein Künstler war.

Seine Kritik verriet freilich allerorten, daß sie aus dem Geiste der Lyrik geboren war. Als der Zwanzigjährige Paraphrasen über das Werk Melchior Lechters schrieb, bekannte er als Absicht: seine Worte sollten sich für den Leser in Bilder zurückverwandeln, und in tiefen Akkorden wollte er die Melodien auffangen, die ihm aus dem wirbelnden Chaos des werdenden Kunstwerks entgegenklangen. Ein andermal, in einer Schrift über seine geliebten Japaner, umschrieb er aufs neue seine impressionistische Weise.







Nicht objektiv, sondern produktiv sollte sie wirken. Ein Bekenner, so hieß für ihn der Ehrentitel des Rezensenten, und das Ideal seiner Einblicke formulierte er also: „Weniger eine Kenntnis als eine Sehnsucht."

In diesem Worte ruht der Schlüssel für Schurs Menschentum, für Schurs Kunst. Sehnsucht trieb diesen Zarten und doch nicht Verzärtelten vorwärts, der Träumerei und Weltklugheit so harmonisch zu paaren wußte. Eine Sehnsucht, die anfangs schwer und lähmend auf seinem Herzen lastete.

Seine Kameraden wissen, welche Wunden ihm die Kämpfe des Werdenden schlugen. Damals schrieb er Verse, in denen es rauschte wie vom Flügelschlage junger Angst. Verse in Dehmels und Momberts Formensprache, Verse, in denen eine beladene Seele aus Nacht und Dunkel zu den Sternen aufschrie:

Wenn mich die Sehnsucht weiter trug
in Schwärmerei und Selbstbetrug
zu meinen stolzen milden
wildbergigen Gefilden,
dann tat ich einen wehen Blick
vom Fenster in mein Nichts zurück,
in meine engen Wände
und rang die müden Hände.
Und drunten lag verdämmernd schon
der Hof in grauem, stumpfem Ton
und matte bleiche Tritte
erschollen aus der Mitte . . .
Kahl stieg das Haus hinauf ins Grau
und drüber lag ein stilles Blau

und
ferne —
ferne —
ferne —
winkten die blassen Sterne.

## Einsam.

Ich träumte,
meine Seele
sie wäre fern und ich ihr nah,
ich träumte,
meine Seele
sie stände nackt und frierend da.
Und ich — ich wußte keinen Rat,
und wie ich schluchzend für sie bat
und schluckte meine Bitterkeit — —
da — öffnet sich — der Himmel — weit
und über meine Einsamkeit
fiel prangend ein Strahlenkleid.

## Aus einem Gedicht „Mensch“.

Ich sah's nur einmal, wie von deinen Ketten
Du wolltst dein heimlich letztes Innre retten
Und qualverzerrt am Boden rangst:
Und dann, wie wir durch stille Straßen gingen,
Wo trübe Nebel um Laternen hingen,

Da hört' ich deiner Seele leises Klingen
Und deine süße tiefverschwiegne Angst.

* *

— Und der weiße, totengleiche
Mondschein legt sich drüber hin,
Und im See geheimnisbleiche
Sterne dämmern hin.

Und ein brünstig-heißer, roter
Blutstrom steigt aus mir empor,
Zu den Sternen — ich, ein Toter,
Sehn' ich mich empor.

„Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden," so hieß der wunderliche Titel des Gedichtbuches, das in Wahrheit das Weh einer ganzen Generation klingen ließ. Der Erfolg war — eine Anklage wegen Verbreitung unzüchtiger Schriften, die den Verfasser obendrein auf dem Kasernenhof ereilte und ein Hohngelächter in den Witzblättern über die typographischen Schnörkel einer unsicher tastenden Buchkunst.

Am Ausgang der neunziger Jahre erschien das Erstlingswerk. Seine äußeren Erlebnisse vor und nach diesem Zeitpunkt hat Ernst Schur einmal in einer knappen Selbstbiographie zusammengefaßt. Er war am 24. November 1876 in Kiel geboren, ein Beamtensohn, und da sein Vater ins Kriegsministerium berufen wurde, kam er früh nach Berlin. Im Alumnat des Joachimsthalschen Gymnasiums erwarb er das Reifezeugnis, um in Freiburg und Berlin Jurisprudenz zu studieren.

„Bestand das Referendarexamen 1898, diente in München beim Leibregiment und gab 1900 den juristischen Beruf auf. Es war mir physisch unmöglich, Bureaustunden abzusitzen, und den Richterberuf halte ich für eine unerlaubte Anmaßung und logische Unmöglichkeit. Lebte als Schriftsteller, immer mit der gemeinen Not des Lebens kämpfend, in München, am Rhein und hauptsächlich dann in Berlin. Seit 1905 verheiratet mit der Malerin Ilse Schütze. Von da ab wohnhaft in Groß-Lichterfelde bei Berlin, wo ich, so gut es in der Großstadt geht, in der Nähe der Natur bin, dicht bei Feld und Wald. Ich liebe die Ebene und glaube da den Einfluß meines Geburtslandes nachwirkend zu spüren ... Da ich mir jeden Pfennig selbst erarbeiten muß, erübrige ich nur wenig Zeit für meine eigenen Sachen. Doch liegt auch darin eine Erziehung und ich gehöre nicht zu denen, die es für nötig halten, daß der Dichter frei von aller Lebenssorge über den Nöten des alltäglichen Daseins schwebe.

Eine Sehnsucht habe ich: einmal ein Jahr ganz frei zu sein, fremde Länder zu sehen und in diesem einen Jahr ohne Einschränkung meinem Schaffen leben zu können."

Treffender als durch Schildern und Beschreiben wird der Mensch Ernst Schur durch diese schlichten Worte gekennzeichnet. In ihnen verrät sich eine an Tolstoi geschulte Ethik der Strenge gegen sich selbst, der Milde gegen die Mitmenschen. Aus ihnen spricht aber auch das innere Abenteurertum eines echten Künstlers, der doch wieder nichts mehr verabscheute als das selbstgefällige Prunken der „Bohémiens". Bureaustunden lehnte der Referendarius Schur nicht bloß in der juristischen Praxis ab. Als ihm

eine bürgerliche Versorgung mit vielen Mühen verschafft worden war, ließ er seine Brotherren am Tage des Dienstantritts vergeblich warten und ging, einer ungewissen Zukunft entgegen, nach München. Dort lebte er, in Nymphenburg, einsam, frei und heiter. Die Kärglichkeit seiner Existenz hat vielleicht seinen Körper geschwächt, aber sie war nicht imstande, seine Laune zu trüben oder seine äußere Haltung genialisch zu verwirren. Wenn er in München erschien, unzertrennlich mit seinem zierlichen Hunde vereint, so bot er, in der ausgeglichenen Harmonie seines Wesens, das Bild eines lächelnden, bedürfnislosen Weisen und kein Murren kam über seine Lippen.

Überraschend schnell wußte er sich in dieser Zeit des Gärens aus den Strudeln innerer Erlebnisse auf festen Boden zu retten. Als er nach Berlin heimkehrte, war er reif und frei geworden. Die pessimistischen Schatten wichen aus seiner Seele und ein starkes, lebensbejahendes Glücksgefühl umfing ihn fortan. Seinem Namen wußte er Respekt zu verschaffen, wenn ihm ein großer Erfolg auch versagt blieb. Aber, wie er über die Notwendigkeit der Tagesfron nicht greinte, so sah er auch dem Lotteriespiele des Erdenruhms mit einem freimütigen Lächeln zu. Seine Zartheit erstarkte im Frieden der Ehe: eine tapfere Kameradin bescherte ihm das Schicksal in der Malerin Ilse Schütze. Was ihm diese Lebensgefährtin bedeutete, lehrt das Widmungsblatt seines letzten Buches: Der treuesten Freundin, dem gütigsten Menschen, der Geliebten und Frau.

So rundete sich sein Dasein harmonisch ab. In Tagen der Zukunft war sein Geist heimisch, und doch konnte niemand fester als er in unserer Gegenwart wurzeln. Seine Phantasie trug ihn am liebsten auf die blühenden Inseln Japans, aber keiner

hat mit feinerem Gehör daheim, im Brausen der „Steinernen Stadt“, den Takt eines gewaltigen Lebensrhythmus gespürt. Sehnsucht erlosch nicht in ihm. Aber sie blendete ihn nicht, sie öffnete ihm die Augen, sie ließ ihn, in Traum und Wirklichkeit, Schönheit suchen, Schönheit finden.

Sein „Buch der dreizehn Erzählungen“ umschloß noch einmal in Zärtlichkeit das Idyll der japanischen Welt. Mit seinen Prosahymnen „Weltstimme“, mit seinen Liedern zum Preise des „Tiefurter Frühlings“ aber brachte er bereits, in zarten Pastellen, den Duft des deutschen Ackers heim, dem Geheimnis der unbelauschten Natur auf der Fährte. Wie er hier auf den Reiz des Unscheinbaren fahndete, so wurde er nicht müde, im Rattern der Großstadt ringsum, Melodie und Wohlklang zu entdecken. Seine „Steinerne Stadt“ schenkt einem neuen Reiche der Poesie, schenkt der modernen Großstadt ihr Recht. Bei aller Liebe für Land und Feld betont ein trotziger Sinn das Heimatsgefühl, das auch im Schatten der Mietskasernen wurzeln kann. Im Ausklange dieses Nachlaßbandes, im „Moloch“, feiert das bedeutsame Werk seine Auferstehung in neuer Gestalt.

Ernst Schur hatte längst die quälende Unrast der Jugend überwunden, als er zum poetischen Verklärer der Hochbahn und des Spreekahns wurde. Die Gesetze des Tanzes, des Dramas suchte er aus der Entwicklung einer Welt abzuleiten, deren Antlitz ihm nun wohlvertraut und heimisch geworden war. Das Alltagsdasein und der Geist der Schönheit, nicht mehr einander feindliche Gewalten, sollten sich harmonisch paaren und festliche Häuser baute seine Phantasie einer werdenden Volkskunst. Form, Stil und Rhythmus — so hießen seine Forderungen, und es verschlug ihm nichts, eine neu aufsteigende Bühnenkunst etwa aus dem

Geiste exotischer Maskenspiele oder volkstümlicher Kasperliaden befruchten zu wollen.

„In mir quoll", so schrieb er einmal, „eine unsäglich heiße Liebe zu dieser ganzen Welt auf." Wie er mit dieser selbstlosen Liebe das Kinderreich umfaßte, lehren zahlreiche Versuche im Märchen und in der naiven Reimkunst des Bilderbuchs. Immer neue Bezirke des Daseins umfaßte sein Schaffen. Aber die Sehnsucht tönte in zarten, lyrischen Klängen noch immer durch ein befreites Herz. Sie klingt in der Erzählung „Einsame Liebe" so deutlich wie in seinen beschwingten Hymnen „Das Leben der Seele" mit ihrem Kernspruch: Blühe auf, o Weltfreude! Sie durchzittert endlich seine letzte, reifste Gabe, die lyrische Sammlung „Die Einsamkeiten". Not und Angst jenes Erstlingswerks scheinen hier zu mildem Frieden verklärt, tapfer und frei schreitet in diesen Liedern ein Todgeweihter seinem Schicksal entgegen. Aber wie einst, in den Zeiten des Werdens, umrauschen den Dichter die Melodien der Nacht und die leisen Stimmen der Seele.

Wenn ich dann sterbe, tragt mich in die Ferne:
Tragt mich zur Einsamkeit der Berge,
Wo niemand klagt, und wo die hohe Stille
In Melodien schweigt, unendlich einsam.

Hier will ich den Gesängen lauschen,
Die immer leiser abendlich verklingen.
Der große Rhythmus fliegt mit tiefen Schwingen
Über die Zweige, die verhalten rauschen.

Dann wird das Herz sich nur noch sachte regen;
Seltsam verschwindet das Bewegen.
Wie hinter Schleiern ... Und so schlaf' ich ein.

Die Töne schweigen vor den letzten Winden.
Und immer stiller will die Seele werden.
Wenn dann ein Vogel auffliegt, fliegt sie mit davon ...

Als Ernst Schur die Lieder dieses letzten Buches schuf, Passionsklänge einer männlich bezwungenen Tragik, hatte ihn bereits die erbarmungslose Krankheit gepackt. Sein tapfres Lächeln verließ ihn nicht, auch als er in Gelassenheit die medizinischen Lehrbücher nachschlug, sein Schicksal zu erkunden. In seinem sechsunddreißigsten Lebensjahre, am 6. März 1912, streckte es ihn darnieder.

Nun deckt die Erde der Heimat den Sehnsüchtigen, der so gern, als ein Wanderer mit den geweihten Augen des Künstlers, ferne Welten erblickt hätte. Seine Seele aber lebt, unter blühenden Kirschbäumen, auf den „Inseln der Glückseligkeit".

Monty Jacobs.

# Gedichte

Ich werde, wenn ich einst gestorben bin,
Den großen Gott um Wiederkunft anflehn
Und werde suchend durch die Nächte gehn
Und in den Träumen Schlafender mich finden.

Ich werde alle fragen: Kennt ihr mich?
Und klopfe an an alle Türen,
Und niemand wird sich, mir zu öffnen, rühren,
Weckte ich sie, sie würden dann erschrocken

Auffahren und mit scheuem Blick
Ins Dunkle starren, ohne mich zu sehn,
Ich würde, schon bereit zu gehen,
Nur leise sprechen, daß mich niemand hört:

„Ihr Müden, hab' ich euch gestört?
Schlaft alle, schlaft, ihr wunschlos Blinden!
Ihr, die ihr wandelt noch im Licht,
Grüßt mir die Erde! Ich vergaß sie nicht."

Dann würd' ich gehen und ließ sie träumen
Und ihre Sehnsucht hätte ich entfacht.
Denn meine Rede ginge in den Räumen
Gleich einer stillen Melodie der Nacht.

„Ihr seid die Glücklichen und wißt es nie!
Gedrückt und mürrisch geht ihr eure Tage hin.
Und dumpf nur hört ihr eine dunkle Melodie
Um euer Leben und wißt nicht den Sinn.

O trinkt des Daseins wundervollen Wein!
Das Leben reicht die Becher euch, die vollen!
Wir, die wir tot sind, sind die Sehnsuchtsvollen,
Ihr aber müßt schon längst gestorben sein.

Ihr geht wie Müde hin, wie blasse Toren,
Knechte des Schicksals, das sich euch verschworen,
Zerpflückt ihr mit der Miene kindlich irren Strebens
Die großen Blumen eures reichen Lebens."

## Sommernacht

Ach, der Abend singt so leise . . .
Seine immer gleiche Weise
Bringt die trunkene Ruh'.
Willenlos und ohne Grauen
Schreitest du dem Dunklen zu.

Zauberhafte Nebelschleier
Hüllen Wald und Wiesen ein.
Und das Dorf, an grünem Hange
Hingelehnt — ein müder Schläfer
Gleitet silbern in den Traum hinein.

Nur die Brunnen singen lauter,
Daß sich wohl ein Lauschen lohnt ---
Über grauen Abendwipfeln
Schwimmt in hellen Silberwölkchen
Still der Mond.

## Alp

Es dämmerte. Mir war's als ob ich schliefe.
Fremd wurde mir der altvertraute Raum.
Die Dinge schwanden und ich seh' sie kaum,
Und doch war mir, als ob mich jemand riefe.

Ich ging entlang an einem schmalen Saum.
Dicht neben mir gähnt bodenlos die Tiefe.
Ich wollte schrein. O daß ich liefe, liefe!
Doch bleiernschwer hing sich an mich der Traum.

Um meine Stirne ist ein Ring geschmiedet,
Der mich mit Eisenklammern hält
Und unmerklich sich immer fester preßt.

Ich blicke, wenn das Blut auch siedet,
Starr in den Abgrund einer Welt,
Die mich in tausend Schauern reglos sterben läßt.

## Winterstürme

Sturm, umbrause mein Haus!
Treibe die Träume hinaus.
Die Träume, die träge machen,
Ich will ihrer lachen!
Sturm, du duldest sie nicht,
Machst alles klar und licht!

Ich will die Arme recken,
Mich dir entgegenstrecken,
In deinem Sausen
Ist Urweltbrausen.
Mit dem Gestöhn der Berge
Brichst du herein in die Welt der Zwerge.

Atmen will ich dein Glück,
Treibe mich hin und zurück!
Wenn die Wipfel brechen,
Hör' ich euch Götter zechen!
Auf Wolken, die Fahnen gleich flattern,
Stürmt ihr heran unter sausendem Knattern.

Wenn die Wipfel heulen,
Schlagt ihr mit Sturmeskeulen,
Und eure wilden Heere
Schleudern hohnlachend die Speere,
Daß Riesenbäume sich ducken,
Die Zweige zu Boden zucken.

Sturm, umbrause mein Haus!
Treibe die Träume hinaus.
Die Träume, die träge machen,
Ich will ihrer lachen!
Sturm, du duldest sie nicht,
Mach' alles klar und licht!

# Rosen

Sommer du, du glühender Reigen!
Mit blühenden Büschen und wehenden Zweigen!
Niemand weiß, wie es geschah:
Du bist da.

Die Rosen können dem Drängen nicht wehren,
Es schwellen die Knospen, die vollen, die schweren.
Sie sind wie ein glühend geschlossener Mund,
Noch taten sie ihre Schönheit nicht kund.

Noch nicken sie selig in den Fluten
Kosender Winde, lächelnder Gluten
Und schwellen in traumhafter Ruh
Dem Erwachen zu.

Sie brechen auf in der Sommernacht,
Fast weh vor Schönheit ist ihre Pracht.
Ihre Lippen öffnen sich weit,
Als dürsteten sie vor Seligkeit.

Sang dazu eine Nachtigall?
Niemand hörte den süßen Schall.
Beide sind in der gleichen Nacht
Erwacht.

## Morgengrauen im Gebirge

In meinem Zimmer schleierte noch Mondenschein,
Da floß die herbe Luft so brunnenklar hinein.
Der Morgen kam mit duftbetauten Füßen,
Um mich aus meinen Träumen wach zu grüßen.
Und von den Wäldern, Bergen, Matten,
Erhoben sich die nächt'gen Schatten . . .

Durchs Fenster sah ich Bergesspitzen schimmern
In fahlem Gelb; draus ward ein himmlisch Rot.
Es war ein Glühn in allen Zimmern,
Davor die Nacht entwich mit Traum und Tod.
Und nur die Brunnen redeten noch einmal seltsam laut,
Wie sie sich's nur in stiller Nacht getraut.

Dann aber breitete ein märchenhafter Segen
Die Sonnenteppiche auf allen Wegen —
Auf einmal war die ganze Erde wach
Und alles ging der frühen Arbeit nach,
Als sang in jedem Ding, in jedem Mensch inwendig
Ein lachend Lied — — da ward der Tag lebendig.

Kröne dein Haupt mit den Sternen!
Nimm aus den fernsten Fernen
Alle Sonnen!
Häufe sie auf dein Haupt!
Mit allen Wonnen
Fülle dein Herz!
Greife himmelwärts
Nach dem Glück!

Und panzere du dich mit Erz
Gegen Mitleid und Schmerz.
Einmal wird der Tag kommen,
Da legst du all deinen Schmuck beiseite.
Gehst hinaus ins Weite,
Einsam und allein —
O Mensch!

Ich sitze hier im engen Haus
Und schaue sehnsüchtig hinaus
Und seh' die Züge rollen,
Die in die Ferne wollen.

Sie fahren ohne Rast und Ruh'
Tagaus, tagein und immerzu,
Als gäb's für diese Gewalten
Kein Hindernis, kein Halten.

Sie singen eine Melodie
Von früh bis spät, sie endet nie,
Und wenn ihr Lied vorüberglitt,
Singt manche Sehnsucht leise mit.

Sie fahren an stillen Tälern vorbei,
Die Berge geben die Schluchten frei,
Funkensprühend sausen sie her,
Morgen sind sie am blauen Meer.

Sie stürzen vor mit breiter Brust
Und beben voll verhaltner Lust,
Sich gleitend hinzuwiegen.
Fast scheinen sie zu fliegen.

Und wie sie schwebend gleiten,
Fliegen zu beiden Seiten
Rauchwolken auf und nieder,
Ein wallendes Gefieder.

Gefräß'gen Ungeheuern gleich
Durchmessen sie ihr weites Reich,
Die Räume zu verschlingen,
In die sie schnaubend dringen.

Ich aber sitz' im engen Haus
Und schaue sehnsüchtig hinaus
Und höre all die tollen
Züge vorüberrollen.

Hinauf zum Tag! Die Rosse dampfen!
Der Sonnenwagen steht geschirrt.
Wohlan! Hinauf! Noch ist die Helle
In Wolkenschleier eingewirrt.

Stürzt an, ihr Rosse, regt die Flügel!
Umwogt von Blitzen, stürzt empor!
Flatternd die Mähnen, lose die Zügel
In Morgendunst, in Wolkenflor.

Sprengt an, ihr Wilden! Donnert, Räder!
Die Sonne bringt ihr der wartenden Welt.
Noch ruhen die Nebel, noch wogen die Schleier
Auf schlafenden Wipfeln, auf träumendem Feld.

Fahrt hin durch die Nebel, vertreibt die Träume,
Strahlen, brecht blitzend hervor!
Es lacht die Erde, es singen die Räume,
Der siegende Morgen steigt empor.

Ich ging im Frühling zwischen Gräbern.
Grab war bei Grab und Stein bei Stein.
Und niemand störte diese Stille
Des frühen Tags. Ich war allein.

Ein Vogel sang und alle Wipfel
Rauschten, als sollte Frieden sein.
In diese wundervolle Stille
Trat ich, ein Fremder, zögernd ein.

Der Frühling deckte all die Stätten
Mit weichen Händen labend zu,
Und Blumen nickten traumverloren,
Als wiegte sie die tiefe Ruh'.

Der Erde nun zurückgegeben,
Schlummern die Toten in der Gruft,
Und träumen ihren Traum vom Leben
Mitten in all dem Frühlingsduft.

Die Weide senkt wie zögernd ihre Zweige
Und ihre Hülle deckt den grauen Stein,
Und eine Stille ist, als weine
Hier eine Seele sich von Sünden rein.

## Adagio

Aus einem Zyklus „Tänze"

Ich will lächeln, daß die Menschen wissen,
Wie jung ich bin und mich nicht fragen,
Warum ich glücklich bin in mir selbst —
Ich kann es niemand sagen.

Ich will den Menschen mein Lächeln schenken,
Daß sie träumen von meiner Jugend,
Die so selig ist in sich selbst —
Tanzen und lächeln ist meine Tugend.

Ich will mich wie eine Blume
Lose im Winde wiegen,
Mit meinen kleinen Flügeln
Will ich vorüberfliegen.

O meine Freunde, glaubt mir, in meinem Lächeln
Ist der Frühling mit all seinen Knospen.

Es ist zu laut auf der Welt, man kann nichts hören.
Sie reden ohne Unterlaß und nie sind sie stille.
Wozu dies Geschnatter und dieses sinnlose Plärren?

„Wißt ihr nicht, daß alle Dinge ein Geheimnis haben?
Ruht nicht auch in euch ein Glück?
Hört ihr nicht das Singen der Gestirne?“

Erst waren sie still. Dann brüllten sie ein Gelächter.
Ich machte mich auf und ging meiner Wege.
Und hinter mir scholl dröhnend das Wiehern der Herde.

## Heinrich von Kleist

### Prolog

Gesprochen bei der Kleistfeier der Neuen Freien Volksbühne 1911.

Er mußte einst von dieser Erde gehen
Wie einer, der auf dunklen Wegen irrt
Und immer geht im Schatten einer Sehnsucht.

Und fragst du ihn, warum sein Herz so wund,
Er würde auf dich schaun aus weiter Ferne
Und du wirst wissen: er war ohne Heimat.

Drum war er ohne Glück, wie wir es nennen ...
In Träumen ging er wie ein Wacher hin
Und schreckte plötzlich auf, um wirr zu stammeln ...

Denn seine Heimat lag in seiner Seele,
Er forschte ihrem Glanz und ihrer Schönheit nach
Und opferte sich selbst, sie zu entdecken.

Seltsam war seine rasende Begier,
Die Tiefen letzter Dinge zu erfassen —
Er spürte Gängen nach, die tief im Labyrinth

Der Seelen unerkennbar sich verwirren ...
Dann wieder stieg er, lichtbeschwingt, empor
Und hielt der Schönheit Schale in der Hand,
Dem Trunkenen gleich, der sich in Lust verschwendet.

So türmte er sich selbst den Scheiterhaufen
Und stürzte jauchzend sich hinein,
Frei von den Fesseln dieser schweren Erde.

Das war sein Schicksal, daß er ohne Maß
Hinstürmte durch das vielverschlungene Leben
Und zwingen wollte, was nicht seines Geistes war.

Ja, eine Fackel trug er in den Händen,
Die seiner Faust im Tode nicht entglitt.
Sie leuchtete der dunklen Einsamkeit . . .

Denn er hat sich so restlos ausgeglüht,
Daß seine Seele, die voll Sehnsucht war,
Zur Flamme wurde, die ihn selbst verschlang.

Doch von den Menschen wird niemand erfahren,
Ob Glück, ob Leid in seiner Seele war,
Als er so sehnsuchtsvoll ins Dunkle ging.

War es ein Ende oder Anfang?
In Rätseln offenbarte sich sein Wesen,
Uns blieb sein Werk, ihn tiefer zu erkennen.

Nur wer den kühnen Erdenfremdling liebt,
Hört aus der Ferne ein befreites Singen,
Das nicht mehr dieser Erde angehört.

Er ging wie einer, der vom Feste heimkehrt
Und jubelnd schreitet, mit dem Kranz im Haar,
Und kaum noch fühlt, wo Tod, wo Leben ist.

Und gar nicht weiß, warum die andern trauern,
Da er die Grenzen des Unendlichen
Mit kindlicher Gebärde, lächelnd, überschritt . . .

## Wahrspruch

Die Stunden rollen:
Bleib du! Bleib du!
Sieh dem Treiben
Gelassen zu.

Denn jede Stunde
Tritt heischend zu dir,
Will an dir stillen
Gefräßige Gier.

Jedermann rüttelt
An deinem Glauben,
Will deine innere
Welt dir rauben.

Nur das ist wahr,
Was in dir lebt,
Was unwiderstehlich
Nach außen strebt.

Soll dir dein großes
Werk gelingen:
Formend mußt du
Die Welt bezwingen.

Hüte du dich!
Sieh' dem Treiben zu!
Die Stunden rollen:
Sei du! Sei du!

# Stimmungen

# Gang im Frühling

Es wehte ein erster, sanfter Wind. Ein beinah weicher Duft war darin, nach Erde, nach Ackerfurchen, die aufgeworfen ihre braunen, wuchtenden Schollen dem Himmel entgegenhielten, als erwarteten sie den fruchtbaren Regen und drängten sich ihm zu.

Die Äste der hohen, starren Bäume wurden biegsam und verloren ihre winterliche Schwärze. Sie hatten die große, weite Geste derer, die bald schenken werden; in ihrer langsamen, schwankenden Bewegung war ein Träumen, das man ihnen im Winter, wo sie einsam und hart blieben, nicht anmerken konnte. Es keimte in den stolzen, aufrechten Bäumen. Sie sollten Früchte tragen. Bald sollten Blätter, helle, grüne Blätter wie Lichtflecken über sie hinspielen, daß die dürren Äste prall und rund wurden und zu glänzen begannen und dann nur noch durch das flirrende Spiel der grünen Tupfen wie ein zartes Lianenarrangement schimmerten.

So gesegnet würden dann die Bäume dastehen und hätten dann solche Lieblichkeit, daß man jeden einzelnen nicht lange genug betrachten konnte; denn jeder wäre eine Schönheit und eine Vollendung für sich uud wäre gleich einer gesegneten Frau, die leichtlich und froh ihrem Glück entgegenschreitet und über der doch eine tiefe Feierlichkeit liegt und die weiß, daß die Zeit ihres Blühens nahe ist.

Solch Duft war in dem Wehen der Winde, daß man die Türen öffnen mußte und heraustrat und empfand: Gesegnet ist heut die Welt. Tausend Knospen sandten ihre Säfte voraus wie einen freudigen Gruß: Wir werden bald kommen! Und dieses Verborgene, Werdende machte das Glück noch seliger und weckte auch in den Menschen jene trunkene Säfte und Seligkeit, die nicht

weiß, von wannen sie kommt, die sich darbieten und schenken will und die in der sanften Hingabe die Kraft spürt und in der Gelassenheit die Stärke und in der Schwäche eine Schönheit.

Da trat auch ich aus der Tür. Und ich vergaß plötzlich das Sinnen und Trachten in den engen Stuben und das Träumen bei Lampenlicht, das uns so einspinnt, daß wir nur bei uns sind und die Welt vergessen, die doch da draußen wirkt, daß wir glauben, sie mit unserer Sehnsucht und unseren Ideen meistern zu können. Wir sehnen uns nach einer gewaltsamen Erhöhung des Lebens, wir wollen das Alltägliche vergessen; aber wir wissen nicht, daß es unsere eigene Schwäche ist, die uns die Fremdheit und den Haß gegen das Leben, das unsere Sehnsucht täuscht, eingibt, und daß unsere Unfähigkeit, auch im Alltag das Bedeutsame zu erkennen, uns zu Vorwürfen führt.

Da träumen wir dann alle von Kraft und Schönheit und wollen alles Schwache, Wehrlose, das des Lebens Opfer ist, vernichten, daß unsere Träume, wie die Welt sein müsse, sich erfüllen. Wir denken, dann müsse es Frühling werden in der Welt.

Der Frühling hat die herben Winde, aber er hat auch den süßen Duft. Der Frühling fährt mit Sturmesbrausen dahin und zerstört alles Schwache; er bereitet dem Werdenden den Weg. Aber er hegt auch das Knospende mit segnender Lieblichkeit und Wärme und Sonne bringt er. Und selbst manch altes Gebüsch, das des Absterbens wert, erfährt noch von ihm freundlichen Gruß.

Wir aber hassen das Leben, weil es unsere Träume enttäuscht, die Träume von endlicher Freiheit und Kraft und Schönheit. Doch liegt nicht gerade in diesem unversöhnlichen Widerstreit der tiefste Sinn? Vielleicht ist es die Bestimmung des Lebens, daß es häßlich, schwach und demütig sein muß.

Wie sollten wir die Vorstellung von Schönheit bekommen, sähen wir nicht auch das Häßliche um uns. Wie könnten wir träumen, wenn uns die Wirklichkeit volle Befriedigung gäbe, und woher käme uns die Sehnsucht nach dem Kraftvollen, Starken, wäre nicht das Schwache bei uns?

Am Wege blühten hier und da kleine Blumen, ganz unscheinbar, weiß und gelb. Der Wiesen Grün wollte strahlender werden. Der Himmel tat sich in all seiner frischen Pracht auf, und die weißen Wolken blähten sich ordentlich, als wollten sie jedermann anzeigen, daß sie soeben aus der Wäsche gekommen seien.

Vielleicht ist gerade all das, was wir verdammen, der trächtigste Nährboden für unsere Zukunftsideale. So wäre es ganz falsch, wenn wir es beseitigen wollten. Das wollen wir auch gar nicht. Wir brauchen diesen Widerstand. Wir brauchen die ganze Welt. Der fanatische Schönheitsjünger empfindet vielleicht im Widrig-Gemeinen den tiefsten Reiz und die nachhaltigste Erweckung zu seiner Welt. Und unsere Erde erscheint uns darum so strahlend, weil sie immer wieder aus dem Schmutz zum Glanz emporsteigt, zu der Herrlichkeit des ersten Paradieses, alle Tage. Wenn die Nacht nicht wäre, würden wir den Tag so selig empfinden? Deckte der Winter nicht alles zu, wo bliebe der Frühling?

Wir brauchen das Häßliche, wie das Schwache. Fehlte es, wir müßten es uns schaffen. Nur von hier ab beginnt unser Wollen, unser Trachten, das ist unsere Welt; erst in ihr, die so reich und vielfältig ist, löst sich Sehnsucht aus. So lieben wir die Kraft, erst nachdem wir Schwäche wahrnehmen; erst dann wissen wir, was Kraft bedeutet. Beides sind die zwei Seiten einer und derselben Sache.

Unsere Ideen, ja, die sind groß und klar, und das Leben steht dagegen mit seinen Verwirrungen. Unsere Ideen sind einheitlich und stark; aber das Leben zerflattert und zerkleinert sich. Wollt ihr beides vereinen? Wollt ihr eins gegen das andere ausspielen?

Ihr Toren! Es ist vergebliches Mühen. Ihr sucht das Unvereinbare zu vereinen. Ist nicht das Leben größer, reicher, fruchtbarer als ihr, gerade um dieser Verwirrungen willen? Aber darum sollt ihr nicht verzagen und eurem Streben entsagen. Dennoch seid ihr ja auch im Leben drin und der Kreis des Lebens umfaßt euch mit. Ihr, die ihr abseits zu stehen meint, ihr seid mittendrin. Verzagt denn der Frühling, daß er dem Sommer weichen muß? Alles ist da und jedes kommt zu seiner Zeit und geht. Und das ist gerade das Geheimnis, dieser Kreislauf, dieses Kommen und Gehen. Ihr aber, wollt ihr ewig bleiben? Kämpft gegen das Leben an, fahrt hin über alle Torheiten, wie der Frühlingswind hinfährt über die im Winter altgewordene Erde; so müßt ihr tun, und es ist eure Bestimmung. Aber entrinnen könnt ihr den Kreisen des Lebens, die auch euch umfassen, nicht.

Denn daß ihr da seid, mit euren Wünschen und Ideen und Sehnsüchten, dazu braucht ihr des Lebens und seiner Verwirrungen. Wie sollten denn die Ideen sein, ihr Einheitsucher, wäre nicht das Leben mit all seinen Torheiten immer um euch. Und wie? Wer schafft denn die Torheiten und die Verwirrungen, wenn nicht ihr, ihr Menschen, ihr Wunderlichen. Was ihr sagt und wollt, das spiegelt sich in anderen Gehirnen und Seelen, und es wird etwas anderes und wird verzerrt und ihr erkennt es gar nicht wieder so fremd ist es geworden.

Erst im Dunklen leuchten die Sterne. Wer sich im dichten

Wald verirrt hat, wo aller Zweige Dunkelheit ihn zudeckt, der allein sucht glühend nach dem Licht, glühender als alle, die im Licht leben, und wenn er es findet, begrüßt er es wie etwas Heiliges, namenlos Schönes. Wer aber immer in greller Helligkeit steht, der achtet nicht des strahlenden Scheines und vergißt die Bedeutung dessen, was Licht ist; er wird gleichgültig und schließlich blind.

So seid ihr Lichtsucher im Dunklen, Heil euch! Darum liebt ihr auch das Dunkle, Verworrene, es gibt euch die Sehnsucht.

Ich stand still. Mich umwehten die sanften Winde mit einem lächelnden, traumhaften Glück, daß ich lauschte und die Augen schloß. Ich setzte mich. Und ich sah plötzlich die ganze Welt vor mir, mit all den Menschen, ihren Torheiten, ihren sogenannten Lastern und Wollüsten und Sünden, ihren vermeintlichen Heiligkeiten und Rachegelüsten, ihrer Kleinheit und ihrem Ringen, ihrer Sehnsucht und ihrem Glück, das immer zurückweicht vor ihnen, — diesen ganzen, unaufhörlichen Tanz und die ruhlosen Wirbel empfand ich, sah das dumpfe, gleichbleibende Ruhen der Masse, die doch Bewegung ist, denn aus ihr ringt sich ewig chaotisch alles Werdende, sah das gleichmäßige Gehen der vielen, die, ohne zu suchen, in Reih und Glied marschieren, deren Tritt bataillonenhaft hinstampft über die Erde, die viel zertreten, ohne daß sie es wissen, und die in ihrer Monotonie doch Größe haben. Darüberhin der Zug der wenigen, in denen ringendes Wollen sich zum Bilde, zum Schaffen klärt und deren Worte, die oft aus verwundeten Herzen kommen, dennoch wie Gesang klingen . . .

Und in mir quoll eine unsägliche, heiße Liebe zu dieser ganzen Welt auf. Mir war's, als öffnete sich meine Seele. In mir war Frühling. Die alte Liebe zu dieser Erde war, nach allen

Wintern, nach allen Einsamkeiten und Verwünschungen in mir erwacht, die alte Liebe zu allen Menschen, zu Tieren, Pflanzen und Steinen, zu Himmel und Wolken und Regen und Schnee und zur Sonne. Die alte Liebe zu all diesem täglich Gleichen, das wiederkommt und vergeht wie die Gedanken und Träume eines großen Gottes, das aus Verwirrungen zu Verwirrungen strebt, ohne sich je vollenden zu können, das aber gerade darin seine Größe hat und gerade, weil es wieder sterben muß, so lieblich ist.

Und da war mir, als sähe ich plötzlich allen Dingen ins tiefste Innere und überall spürte ich ein Herz und eine Seele und Sehnsucht, und das heiligte alle. Ich verstand alles. Die Welt war in mir und außer mir schien nichts zu sein. Ich war alles und alles bin ich.

Der Frühling liebt die Erde und immer wieder kommt er zu ihr und mit der Sanftheit zwingt er ihre Härte. Er ist der Sieger und er löst den Widerstand.

Und ich beschloß, die Welt nur noch zu lieben, und ich meinte, in diesem Glauben ein anderer geworden zu sein und umfassender aufzuerstehen aus der Enge früheren Wollens.

Die Welt war in mir und außer mir schien nichts zu sein. Das war es. Ich war alles und alles bin ich. Das hatte mir der Frühling gebracht mit seinen duftenden Winden, seinen braunen Ackerschollen, seiner ganzen lächelnden Schönheit.

Ich erhob mich und ging langsam weiter. An einem Strauch stand ich still. Die ersten, grüngelben Knospen saßen an den Zweigen, und das war wie heller Flötenklang, süßselig und traumverloren. Sachte strich ich hier mit der Hand über die Blätter; die Zweige schwankten und schaukelten und waren wie taumelig

voll neuen Lebens. Mir war, als sähe ich einem Geheimnis tief in die Augen. Der Strauch aber stand wie in Erwartung und stolz da, als sagte er: Sieh mich an, auch ich bin gesegnet.

Behutsam zog ich die gertenschlanken Zweiglein durch die Hand und spürte an den Fingern die zitternde Berührung der Knospen.

## Der Blinde

Immer wenn ich meinen abendlichen Spaziergang mache, steht ein Blinder am Wege. Der Blinde lehnt am Zaun und sieht mit suchenden Augen erhobenen Hauptes in die Ferne. O, er sieht vielleicht mehr als die anderen, er ist durchaus nicht blind, er blickt den Dingen tiefer auf den Grund, er fühlt ihre Wesenheit, ihr Sein. Und seine Hände tasten zart und fein, als ahnten sie schon früher eines Dinges Gegenwart, als die Sinne der Sehenden sie wahrnehmen. Ja, wir, die wir sehen, wir sind gröber und nachlässiger mit den Erscheinungen des Lebens. Wir sehen das einzelne; gut, es ist da, wir sehen es, wir wissen es — und die Sache ist erledigt. Dieser Blinde aber spürt den Seelen aller Dinge nach und er kennt ihr Zusammensein, ihre Beziehungen und ihr Leben. Er erfaßt die Welt nicht nur mit seinen Augen wie wir. Wir sind einseitig, einsinnig und so sehr Gefangene unseres Sehens. Dieser aber lebt mit mehreren Sinnen und sie alle sind verfeinert und lebendig.

Fragt ihn einmal, wie tief er die Schönheit sanft wehender Winde fühlt, wie er die eherne Wucht des Bodens unter sich spürt und wie er die Tiefen aller Himmelsräume bebend ermißt,

und wenn er eine Blume streichelt, ist er wie einer, der hinkniet und betet.

Er ist für sich der Mittelpunkt der Welt, die er erlebt, und er fühlt sich im Wogen der Ströme um ihn fest und unverrückbar. Da kann er selige Stunden haben. Darum sind die Blinden oft so still in sich versunken und lächeln in sich hinein, wie solche, die in anderen Reichen wandeln. Sie sind wohl Bruchstücke einer Tragödie, aber über ihnen ist auch die Erhabenheit des Tragischen. Sie leben in einer Wolke, die sie umwittert, in einer Wolke von Geschicken, als deren Rest sie feierlich und groß auch im Verfall dastehen. Wie seid ihr klein, daß ihr sie bemitleidet!

Er hat das Haupt so feierlich erhoben, dieser Blinde, an dem ich alle Tage vorübergehe. Seine Blicke suchen den Himmel; er sieht über uns hinweg, die wir vorbeieilen. Unverrückbar steht er an der Brücke; die Bäume rauschen über ihm, es ist ein einsamer Weg; nicht viele kommen hier vorbei. Nach hintenüber gelehnt hält er das Haupt, sein langer Bart flattert zuzeiten im Winde, als wehte ein Wind über Grasfelder, wo die weichen Halme sich neigen. So steht er da, wie einer von den alten Propheten, wuchtig und felsenhaft; nur selten bewegt er sich. Wenn er sich aber regt, so hat seine Geste die Größe patriarchalischer Kulturen; es ist eine Einsamkeit darin, die alles Kleine erdrückt. Sein Hündchen liegt neben ihm; aber es ist ganz winzig und nichtig neben ihm; es läuft weg, es ist ein Spielball der Launen und Triebe, wie wir Menschen. Dann pfeift der Blinde, aber er bewegt sich nicht.

Sein Gesicht ist fahl; aschgrau sind die Züge, wie Stein. In beiden Händen hält er einen Stock; auf ihn stützt er sich und ist wie eine Kolossalstatue, die nur noch fern an das Leben erinnert,

nach dem sie geformt ist. Tag für Tag steht er so, und ob ich morgens oder abends oder mittags vorbeikomme, er steht da und wartet, und jedesmal empfinde ich das Große, Wuchtvolle, Lebendige seiner Erscheinung, die doch gleichzeitig das Leben hinter sich zu haben scheint und etwas anderes geworden ist, von dem wir glauben, daß es uns überdauern könnte.

Die Menschen sagen, er bettelt. Aber sie geben ihm, ohne daß er sie bittet. Er fühlt, wenn sie kommen, und dann ist es, als treten sie in sein Reich; dann erst, wenn sie an ihn herantreten, öffnet er die Hand. Er bettelt nicht. Diese Hand hat nichts Falsches und Fremdes, sie erniedrigt sich nicht. Sie ist etwas Naturhaftes, wie ein Stück von einem Felsen, den Regen und Unwetter auswusch und in deren Höhlung Schwalben nisten. Da legen die Menschen ihre kleinen Münzen hinein wie in einen Opferstock, der schon uralt ist, und sie wissen, das ist nur ein kleines Bemühen, und sie tun es um ihretwillen. Manchmal kommen kleine Kinder gesprungen, und dann ist die Hand groß und wuchtig, und in ihrer grauen Höhlung sammeln sich die Pfennige wie braune Wassertropfen.

Manchmal reden auch die Menschen mit ihm. Dann ist es, als horchte der ganze Mensch. Etwas Fernes, Fremdes klingt an sein Ohr. Kaum neigt er sich, er behält seinen suchenden Fernblick, und die Stimme kommt fast schüchtern aus dem Innern, als staunte dieser Mensch über sich selbst, über das Fremde in ihm, und bald versinkt die Stimme ins Tonlose und der Klang fliegt hinweg, es bleibt die Stummheit eines ruhenden Kolosses.

Barhäuptig steht er da und in seinem spärlichen Haar wehen die Winde, sie spielen über ihm hin, als sei er ihnen vertraut, wie Wiese und Baum und Strauch. Er ist eins geworden mit

der Natur, und in seiner Einsamkeit ist er groß und stumm wie sie, und das Leben des Alltags brandet um ihn, wie kleine Wellen um den Fels spielen oder wie ein Gerinnsel, daß sich zu Füßen einer verwitterten Statue sammelt.

## Herbstabend

Wenn die Sonne sinkt und die Dämmerung sich breitet, dann hören die Bäume auf zu rauschen, die Büsche flüstern nicht mehr, der Wind ermahnt die Welle, sich schlafen zu legen, und der Fluß liegt still und glatt da und plätschert nicht mehr von Stein zu Stein. Alles will ruhen und zieht sich zurück und die ganze Natur sieht mit einemmal, obgleich sie dieselbe ist wie früher, ganz anders aus. Nur die Nachteule macht sich zurecht und rüstet sich zu ihrem Dienst; denn da sie in der Nacht sieht, ist sie bestellt, im Dunkeln zu wachen und so paßt sie auf, daß die Glühwürmchen alle ihr Licht anzünden. Ein leiser Nebel steigt auf und im Nebel nahen Gestalten, unsicher zu erkennen. Und wie sie nahen im langsamen Schweben, hört der leise säuselnde Wind ihre Worte:

„Die Dämmerungsfeen sind wir und mit uns kommen die Schleierfrauen. Wir ruhten im Verborgenen und schliefen, wo uns niemand sah, in den Furchen der Äcker, unter den Zweigen, bei den Wurzeln der Bäume. Wenn die Sonne sinkt, erwachen wir, steigen wir auf aus unserer Ruhe und schweben. Wir tragen ein graues Kleid und lang schleppt unser Gewand. Die Menschen fürchten uns, weil wir alles verhüllen und undeutlich erscheinen

lassen. Wenn sie uns schweben sehen, wissen sie nicht, wer wir sind. Wir locken sie hinweg; wir locken sie dahin, wo keine Spur mehr zu erkennen ist. Wir bringen die grauen Schleier und die verhüllenden Tücher, die hängen wir den Zweigen, den Büschen und den Bäumen um. Die warten schon darauf. Denn zur Dämmerung wird es kühl und sie zittern schon ein wenig. Und in den Zweigen betten wir die Nebelkinder, die kleinen, zur Ruhe, da liegen sie behütet und geschützt und der schlanke Zweig ist ihre Wiege und nichts wagt mehr, sich zu rühren. Wenn eins ängstlich ist, holen wir ein Glühwürmchen, das muß die Nacht über ihm zur Seite wachen und leuchten."

„Weiter, Schwester, weiter."

„Sieh', wie sind die Wälder so schön; sie werden so schweigend und eine melancholische Schönheit ist ihr Kleid."

„Die Kiefern, die ernsten, stehen wie träumend hochgereckt und zeigen die edle Schlankheit ihres Wuchses."

„Das Licht der scheidenden Sonne fällt vielleicht noch an ihre Stämme, so daß sie glänzen und glühen. Und weich und breit schweben oben die Wipfel hoch in den Lüften, dunkel und mattgrün getönt."

„Dazwischen stehen die Birken, unsere zartesten Freunde: sie erzittern leise, wenn wir kommen; denn sie kennen unser Flüstern. Mit ihrem hellen, grünen Schleierhaar der Zweige kosen sie uns; das hängt so leicht, so traumhaft und im Wind bewegt es sich und flattert wie das leichte Haar eines fliehenden Mädchens."

„Nur selten stehen noch Silberpappeln dazwischen, hingesetzt am Rand des Kiefernwaldes; sie schlummern so schön wie mattes Silber. Und es kommt vor, daß die Tannen schon die jungen hellen Triebe zeigen, sie sind wie Kerzen aufgesteckt, sie leuchten uns auf den Weg."

„Aber wir vergessen auch das Kleinste nicht, und gerade die kleinen, unansehnlichen Bäumchen, die nicht recht vorwärts kommen, die behüten wir besonders. Sie stehen bescheiden zur Seite, aber wir sehen sie doch. Wir sprechen freundlich zu ihnen und sie sehen uns glücklich an."

„Und seht ihr, so ist es vielleicht auch mit den Menschen. Manchmal denken sich die Menschen, wenn sie nur flüchtig zusehen: hu, das ist garstig, oder wie langweilig ist das Kind; aber vielleicht kann es nur nicht so zeigen, was es fühlt, und es tut ihm vielleicht selbst leid, und so wird es immer verschlossener. Aber es bedarf vielleicht nur ein bißchen Freundschaft und Liebe. Was mit diesen Augen betrachtet wird, gewinnt ein eigentümliches Leben und belohnt uns selbst wieder durch seinen neuen Reichtum, den es nun zeigt. Ja, gerade solche verschlossene, bescheidene, stille Naturen bergen oft ungeahnte Schätze und sie haben oft eine unbegrenzte Fähigkeit, zu beglücken. Man muß nur verstehen, sie zu wecken, denn oft sind sie so fremd und fern, daß sie nicht einmal glauben wollen, daß die Welt ihre Liebe braucht."

So sprachen sie miteinander und erfüllten die Räume mit ihrem sanften Flüstern und schwebten von Baum zu Baum und lauschten an jedem und stellten sich zu ihm und horchten, ob er ihnen etwas zu sagen hatte, eine Bitte oder eine Frage. Dann gingen sie weiter, ihr Reich war unendlich. Ganz hinten aber nahte schon der Abend, dem sie den Weg zu bereiten hatten, damit er alles in Ruhe und Schlaf vorfand.

Da ermahnten sie sich zur Eile:

„Weiter, Schwester, weiter! Der Mond kommt. Wir haben noch einen weiten Weg. Noch müssen wir zur Sonne und ihr

ihr Bett bereiten. Ehe sie ganz sinkt, hüllen wir sie noch in unsere Schleier, und erst am Morgen legen wir uns zur Ruhe."

Und wie der Zug vorübergeschwebt war, kam dahinter ein ernster Mann, blieb wie zögernd stehen und deutete mit der Hand nach dem ansteigenden Wald.

„Sieh' diesen Wald, der ins Dunkle hinüberträumt. Wie in seltsamer Schönheit steigen seine Formen auf. Eindringlich ist seine Erscheinung. Eine wundervolle Linie fließt vor dem hellen Abendhimmel über die Kiefernkronen, eine wechselnd flutende, auf- und absteigende Linie.

Nichts Einzelnes ist mehr zu erkennen, schon haben die Dämmerungsfeen und die Schleierfrauen alles verhängt und alles Sichtbare verhüllt; Schleier breiten sich über die Dinge, und du zweifelst vielleicht, ob wirklich ein Wald vor dir steht. Mattblau ist der Himmel, mattgrau und sanftbraun die Massen des Waldes. Und dieses Bild ist so zart, daß du fürchtest, es könnte wieder verschwinden. Es ist ein Wechsel in diesen Flächen, die undeutlich gegeneinander stehen, und immer feiner werden die Farben, immer zarter bauen sie sich auf und verschwinden endlich in dem blassen, blauen Reich des Himmels, wie leichte Wölkchen mit dem Lichte des Abendhimmels verschwimmen.

So zögernd steigen auch die Hügel an und gehen ineinander über und zeigen nur das Ganze, Große, Einfache ihrer Erscheinung. Denn das ist das Zeichen meines Reiches: es macht das Kleine verschwinden und nur das Große, das Einfache lebt. Alles einzelne taucht unter in dem matten Schein, der wie eine sanfte und leise Musik alles umhüllt.

Siehst du die milchigen Wolken, mattrosig getönt? Sie schweben hinter den Stämmen; die Sonne sinkt, sie schwebt hinab

auf weichen Wogen; weißlich überzogen ist ihr Schein; sie ist noch nicht erloschen. Ein mattroter Dunst hüllt sie ein; die Dämmerungsfeen haben auch über sie nun das Schleiertuch gehängt; bis zu ihr ist der Weg am weitesten.

In dieser tiefsten Ruhe, die mich umgibt, habe ich nur einen Begleiter, das ist die leise wehende Luft, die noch wach und lebendig sein darf und leise Melodien singt. In diesen Melodien ist die Sehnsucht nach Heimkehr und Ausruhen. Die Welt wird wie eine große Wiege, die im unermeßlichen Raume sich von dem summenden Nachtwind schaukeln läßt, sanft und ohne Widerstreben."

Der alte Mann zog eine Laterne aus der Tasche und nahm ein paar Glühwürmchen vom Strauch und setzte sie hinein:

„Nun will ich nachsehen, ob alles schläft, die Nebelkinder an den Zweigen und die Vögel in ihren Nestern und all die Tiere in ihren Schlupfwinkeln. Und wenn ich dann so gehe in meinem Reiche, dann fächelt mich die Luft lind und langsam und sacht, und sobald ich das leise Wehen spüre, ist es mir, als müßte auch ich bald ruhen.

Denn wenn ich meinen Rundgang gemacht habe, kommt die Nacht.

Ach, solch linder Abend ist schön! Kein Stürmen, kein Brausen, kein lauter Lärm. Ein leises, begütigendes Streicheln, lind und kosend, kommt zu mir. So gehe ich durch das zum Schlummer sich breitende Reich. Wald und Wiesen haben sich ganz eingehüllt. Und in dem sanften Wehen des Windes, der mich fächelt, spüre ich schon das träumende Schweigen der Nacht. Wo alles Schimmernde erlischt und doch die Dinge der Dunkelheit glänzen, in jener eigenen, strahlenden Schönheit der Nachteinsamkeit, die

selten einer belauscht, in die die Seelen eingehen, die Abschied genommen haben vom Tage; ich höre ihren sanften Gruß, wenn Busch und Baum miteinander flüstern und wenn der Wald seine weichen Schatten breitet."

Dann verschwand der Abend und seine Laterne erlosch.

Am Waldrand aber stand eine große, stille, schöne Frau und blickte weithin über die Wiesen. Das war die Nacht. Sie stand ganz still und löste ihren silbernen Gürtel und legte ihn sich zu Füßen, da wurde daraus ein fließender Bach, der wie ein silbernes Band schimmerte. Dann hob sie beide Arme und öffnete ihren Mantel und sprach:

„In meinem blauen Mantel sind alle Träume, darum liebe ich das Schweigen.

In meinen dunklen Räumen hat die Sehnsucht ihre Heimat, und alle Wünsche ruhen bei mir aus; darum ist in meinen Augen alle Schönheit.

Und wenn ich mein Diadem schüttle, dann fallen alle silbernen Sterne heraus und bringen den Menschen Glück; sie umschweben mich gleich leuchtenden Kugeln, sie verlassen mich nicht, denn sie sind mein Eigen, und immer wieder kehren sie zu mir zurück.

Der dunkelblaue Nachthimmel, der sich über mir wölbt, ist mein Palast, in dem ich wohne. Alle Nacht ist er festlich für mich geschmückt und die Sterne schimmern an den dunkelblauen Wänden. Und so weit dehnt sich der Himmel mit seiner Wölbung, daß alle Menschen darunter schlafen können, und auch die Tiere und die Blumen haben hier ihre Ruhestatt."

# Erzählungen

# Johann Grimbachers Schicksal

Auf der Chaussee nach L..., einem kleinen Dorf in den Bergen, ging ein Wanderbursche entlang. Es war ein trüber, regnerischer Tag gewesen und die Sonne, die sich hinter den stetig dahinfliegenden Wolken wie hinter einem schmutzig-grauen Schleier verbarg, verhieß keine Besserung. Wie ein Wandelbild zogen die Wolken vorbei, in ununterbrochener Monotonie. Manchmal blitzte wohl die Sonne hindurch, wenn die grauen Fittiche vorübergeflogen waren, aber das war grell und fast schreckhaft und schnell wieder wurde der düstere Vorhang vorgezogen.

Kein Wunder, daß der Wanderbursch trübselig einherschritt. Die Bäume standen ganz still, ganz aufrecht, als hielten sie den Atem an. Es war, als wunderten sie sich über all die Stummheit; so sehr, daß sie manchmal die Zweige leise bewegten, als schüttelten sie mit dem Kopf, was das bedeuten solle. Dann merkte man, daß ein wenig Angst und Zittern in ihnen war.

Plötzlich setzte ein Wind ein. Er wehte heftig, als wollte er zeigen, was er leisten könne. Er riß an den Zweigen, daß sie sich ängstlich aneinander klammerten. Er trieb die Wolken zu eiligerem Flug, daß sie zerfetzt daherjagten, dann sprang er auf die Erde und duckte das Gras, daß die kleinen Halme vor Schreck gar nicht wußten, wie sie sich schützen sollten. Und den Wanderburschen trieb er daher, daß die Zipfel seines ohnehin zerschlissenen Rockes vor ihm herwehten und der schmutzigbraune, verbogene Hut immer wieder Miene machte, ihm vom Kopf zu springen, um allein und schneller seinen Weg zu suchen und ans Ziel zu kommen.

Wo war das Ziel?

Nach dem nächsten Dorfe mußte es noch weit sein. Der Wandernde fragte einen Arbeiter, der am Wege saß und hinter einem Schutzgestell Steine klopfte. Der schien in Gedanken versunken und gab eine kurze, aber nicht unfreundliche Antwort, ohne aufzublicken. Er hatte keine Zeit zu einer längeren Antwort. Er war immer einer von den Wortkargen gewesen, aber seit dem Tode seiner Frau sprach er noch weniger. Denn es schien ihm, daß es doch wohl ein schlimmeres Los sei, mit drei kleinen Kindern allein auf der Welt zu bleiben, wenn man sich schon aneinander gewöhnt hat. Was sollte er mit den Kindern anfangen? Sein Haus lag einsam, niemand konnte sich ihrer annehmen. Die Frau hatte ganz gut mitverdient, hatte hier und da im Dorfe geholfen und war immer gern eingesprungen, wenn es nötig war; dafür war manches abgefallen für die Familie, Essen, Kleidung, Strümpfe, oder sie bekamen Schuhe, die noch ganz brauchbar waren. Nun aber? Er mußte alles selbst verdienen. Mit dem Dorf war die Verbindung fast ganz abgebrochen. Trinken tat er nicht, so daß er Sonnabends abends in den Gaststuben im Ort nicht zu sehen war. So sah man ihn, wenn er dennoch einmal sich im Dorf blicken ließ, um Brot für die Woche zu holen, von der Seite an und wußte nicht recht, was man weiter aus ihm machen sollte. Niemand kümmerte sich um ihn, und da er keinen zu brauchen schien, ließ man ihn gehen.

Nächsten Oktober sollte nun die Älteste in die Schule kommen. Und die beiden anderen? Es war schon jetzt ein Jammer, daß niemand zur Hilfe da war. Der Weg in das Dorf war weit, eine reichliche Stunde, und in Wind und Wetter war der Weg zu gehen. Der Lehrer war streng. Pünktlich mußten alle um sieben Uhr

da sein. Und was sollte das Mädel anziehen? Das Leben war schwer. Steinjohann klopfte, daß die Steine nur so flogen.

Nach einer Viertelstunde setzte ein Regen ein; heftig, stoßweise, so daß die Tropfen in den Nacken schlugen. Der Wanderbursche sah voraus, daß es ihm gehen würde wie gestern, wo er auch weiter gewandert war, bis er ganz durchnäßt im Dorf ankam und niemand ihm wegen seines struppigen Aussehens etwas geben wollte. Er wandelte wie eine Vogelscheuche einher, denn die Kleider klebten an seinen Gliedern; die Weiber aber — denn sie öffnen meist die Türen — haben wohl für einen netten, flotten Burschen etwas übrig, aber vor einem solchen traurigen Mannskerl machten sie drei Kreuze und die Kinder, die zwischen den Röcken hervorlugten, nahmen gar Reißaus. Er hatte Kinder nie leiden mögen.

Seine Kleider waren noch nicht ganz trocken. Er fror in all dieser Feuchtigkeit, und nun gab es neuen Regen.

Er tat gerade das, was am wenigsten angebracht war. Er setzte sich an den Grabenrand und achtete kaum des feuchten Grases; er war voller Wut und Verzweiflung. Er hätte am liebsten dem Ganzen ein Ende gemacht, aber es ist merkwürdig, daß von der Absicht bis zum Tun immer ein großer Schritt bleibt und gerade wenn man nichts hat, hat man eigentlich keinen Grund, zum Abschluß der Lebensrechnung zu drängen, da es einem ja nur besser gehen kann, aber nicht schlechter.

Als er aufsah, bemerkte er jenseits der Straße, etwas höher hinauf, da es hinter der Straße anstieg, zwischen Bäumen eine Hütte. Es war ein kleines Haus, unansehnlich; es lag einsam. Da der Regen unaufhörlich floß, erhob sich der mißmutige Wanderer. Er wollte sein Heil versuchen. Wenn er wenigstens unterkriechen konnte!

Er ging über die Straße hinüber, stieg über die nasse Wiese hinauf und ging darauf zu. Er klopfte. Es blieb still. Niemand öffnete. Und doch war es ihm, als hörte er ein leises Tuscheln und Schleichen hinter der Tür. Er klopfte noch einmal, da öffnete sich ein Spalt und ein paar Kinderaugen sahen hindurch. Das Kind aber lief schnell wieder weg; es war barfuß, hatte ein kurzes Röckchen an und magere, schmutzig-braune Strähnen hingen ihm herab. Es mochte etwa fünf Jahre alt sein.

Als die Tür nun offen war, beschloß der Handwerksbursche wenigstens einzutreten, wenn auch hier sonst nichts zu erwarten war. In den hintersten Winkel der dämmrigen Stube hatte sich das kleine Mädchen geflüchtet. Ein Knabe von drei Jahren hockte am Boden, und in einem Wagen lag ein ganz kleines Kind.

Dieses Kind in der Wiege schrie und wimmerte ununterbrochen. Mit leiser Stimme — denn es lag Furchtsamkeit und Scheu vor dem Eindringling darin — suchte das ältere Mädchen die Kleine zu beruhigen, spielte und streichelte und tat gut mit ihm und wenn das gar nichts half, schalt es und dann schrie das Kind noch mehr. Der Junge saß am Boden und kümmerte sich nicht darum.

Allmählich kamen die Dinge, die in dem Raume waren, aus dem dämmernden Dunkel heraus. Der Handwerksbursche unterschied eine breite Holzpritsche, auf der einige rotkarierte Decken und ein breiter Stohsack lagen. Die Wände waren angebräunt. Auf einem Regal standen Krüge und ein paar Tassen und mehrere kleine Vorratstonnen.

Der Handwerksbursch sah wieder hinaus. Draußen war das Wetter immer schlimmer geworden. Der Sturm peitschte die Zweige. Es ärgerte ihn, daß die Kinder kein Wort redeten.

Die Hilflosigkeit und die Angst, die in ihrem Benehmen deutlich zum Ausdruck kam, versetzte ihn in eine ärgerliche Erregung. Er versuchte, mit ihnen zu reden, fragte sie nach Namen und Alter, aber die Antworten kamen nur zaghaft. Eine schwüle Stimmung begann sich zwischen ihnen in dieser Einsamkeit aufzurichten und ohne daß einer von ihnen es wußte, waren sie Feinde und standen sich gegenüber, als wüßten sie, daß hier etwas Bedrohliches vor sich gehen könne.

Seit dem Morgen hatte der Handwerksbursche nichts gegessen. Der Hunger rührte sich und, wie aus Rache oder um die Kinder zu reizen, griff er einfach nach dem Brot, das er liegen sah, tat Butter darauf und trank von der Milch. Vier Augen verfolgten ihn mit stummen Blicken.

Schon fühlte er sich als Herr im Hause. Er begann wieder zu fragen und wollte natürlich tun; aber die Kinder sahen ihn nur an, wie etwa eine Taube die Schlange anblickt. Diese Angst — denn die Kinder wußten, daß der Vater schelten, ja vielleicht sie schlagen würde, wenn das Brot und die Milch verschwunden waren — übte eine seltsame Wirkung auf ihn aus. Er fühlte beinahe etwas Zärtliches für diese kleinen Wesen, deren Hilflosigkeit ihn rührte. Aber zugleich kam etwas anderes in ihm herauf, etwas, das er bis dahin nicht gekannt hatte. Die Einsamkeit, die Schwüle, der Sturm draußen, die Wut, daß es ihm in den letzten Tagen so schlecht gegangen, all das vereinigte sich zu einem Gefühl seltsamer Wollust. Er fühlte, wie etwas in ihm sich regte, dem er nicht Einhalt tun konnte, das er befriedigen mußte. Wären die Augen nicht so ängstlich gewesen! Es müßte rätselhaft sein, diese Kinder ... Diese Lippen hätte er gern einmal küssen mögen, aber er würde diese jungen Körper

auch gern schlagen, mißhandeln. Diese Angst hätte er gern getötet. Und er fühlte, wie sich etwas wie mit Fesseln um seine Sinne legte.

Da begann das Kleinste wieder jämmerlich zu schreien. Und dieses Krähen ohne Ende unterbrach gell und schrill die einsame Stille, in der die beiden Parteien wie eingeschnürt standen. Das kam dem Handwerksburschen so widerlich vor, daß er, ohne zu wissen, was er wollte, vortrat. Doch, er war sich klar, was er wollte, er wollte das gröhlende, plärrende Kind zum Schweigen bringen, er wollte es anschreien, ihm die Decke übers Gesicht ziehen, damit es schweige. Aber es schrie immer heftiger. Das Älteste sprang zurück, vor einen kleinen Schrank, den er nun wahrnahm, als gälte es, da etwas besonders Kostbares zu schützen. Er ergriff die Decke und warf sie auf das Kind in der Wiege und drückte fest zu. Es zappelte unter der Decke und brüllte noch eine Weile, und dann war es still.

Ganz still. Auf das Dach hörte man die Regentropfen fallen. Er hob die Decke auf, das Kind lag ganz ruhig.

Das Älteste stand mit schreckhaft aufgerissenen Augen da und drängte sich immer heftiger an den Schrank. Er schleuderte das Kind hinweg; es gab keinen Laut von sich, sah ihn nur immer starr an. Ihm war, als sähe er plötzlich Blut vor Augen; er griff nach irgend einem Werkzeug, er fand eine Hacke, die am Boden lag und schlug in die Luft, schlug um sich, traf den Kopf des Kindes, das aufschreiend zusammenbrach. Und ohne Besinnen schritt er auf den sitzenden kleinen Jungen zu und hieb ihm über die Stirn.

Es kam wie eine große Erlösung über ihn. Die Anspannung aller Kräfte, in der er hier verharrt hatte, war aufgehoben. Er

fühlte sich freier. Er starrte die Leichen an, als wüßte er nicht, was hier vor sich gegangen war. Noch tat er einen Schluck aus der Kanne mit Milch; etwas Brot steckte er zu sich. Er sah in dem Schrank nach. In einer Tasse lag Geld, drei Taler. Als er zurücktrat, stieß er an den am Boden liegenden Leichnam, ihn ekelte. Blut sickerte aus der Schläfe. Mit einem Mal kam etwas hoch in seinem Halse und würgte ihn. Fast war ihm, als müßte er weinen. Ihm wurde weich und weh zumute; er hätte die Kinder streicheln mögen. So schritt er hinaus, hakte die Tür ein und ging davon. Der Regen hatte aufgehört. Die Sonne kam durch. Instinktiv stieg er wegelos die Höhe hinan, um jenseits ein anderes Tal zu erreichen. Es war ein schöner frischer Abend, mit Leuchten und Glanz und Frische, und die Stämme und Zweige blinkerten mit dem nassen Gewand, das noch an ihnen war, als hätten sie schimmernde Kleider angelegt und auf den Spitzen der Tannen brannte die untergehende Sonne rote Feuerchen ab, die über die obersten Zweige züngelten.

Am nächsten Tage wurde der Chausseearbeiter Johann Grimbacher, genannt Steinjohann in Haft genommen.

Grimbacher war nach Hause gekommen, am späten Nachmittag, müde von der Arbeit und grübelnd. Er hatte sich gewundert, daß keins von den Kindern ihm entgegensprang. Aber das war ja zuweilen vorgekommen. Er hatte sich seiner Hütte genähert, und es war ganz still gewesen. Er hatte geöffnet, und da sich noch nichts regte, kam ihm der Gedanke, daß die Kinder vielleicht in den Wald gegangen seien und sich dort verlaufen

hätten, und er machte sich, ärgerlich, da er schon müde war, darauf gefaßt, sie suchen zu müssen. Selbstverständlich hatte die Älteste nun auch kein Essen für ihn bereit gestellt! Das war eine Not mit den Kindern! Er fing an zu schelten; zu nichts seien die Kinder nutze, nur ein Hemmnis; ja, wenn sie größer wären, da müßten sie mithelfen. Und da er die Streichhölzer nicht gleich fand, fluchte er ergrimmt los. Endlich hatte er sie. Er zündete an.

Der aufblitzende Feuerschein erhellte flugartig die Hütte. Das Streichholz fiel zu Boden, brannte noch ein wenig und erlosch dann glimmend. Grimbacher stand regungslos und machte dann einige sinnlose Bewegungen. Seine Augen starrten ins Dunkle, als meinten sie, nun auch sehen zu können. Eine Weile meinte er, es sei ein Spuk gewesen und ihm war, als müsse er auf einmal singen, so leicht war ihm. Dann aber legte sich wieder etwas ganz Schweres, Dumpfes, Dunkles auf ihn und schien ihn erdrücken zu wollen. Er lallte so etwas vor sich hin, das sich anhörte wie ein zögerndes „Ja", das er nochmals wiederholte, als antwortete er einem fernen Fragenden.

Dann war es eine Zeitlang wieder ganz still und er stand im Dunklen, ohne jeden Gedanken, ohne sich zu rühren. Einige unartikulierte Laute, wie die eines Tieres, das gewürgt wird, kamen über seine Lippen. Ihm war, als ekelte ihn etwas in dem Raum; er wäre am liebsten still davongegangen, irgendwohin, wo er dies hier, dies Gräßliche nicht zu sehen brauchte. Seine letzte Zuflucht war, es dunkel zu lassen und ganz still zu stehen. Dann würde das andere auch nicht näher kommen. Er wollte nicht anzünden. Er wollte nicht sehen.

Aber es kam doch näher. Er fühlte es. Er fühlte, wie es

seinen Arm nahm. Plötzlich hob sich seine Hand, nein, er wollte nicht! Aber doch tastete sie nach den Streichhölzern, und als er sie in den Fingern fühlte, durchrieselte ihn eine ungeheure Spannung: er wollte sehen, er dürstete danach, er mußte sehen.

Von da ab wußte er eigentlich nichts mehr.

Am nächsten Morgen fand ihn so der Gemeindebote, der etwas zu bestellen kam. Er sah die Kinder in Blutlachen am Boden liegen. Die Lampe war heruntergebrannt und hatte mit schwelendem Rauch den Raum angefüllt. Grimbacher saß auf der Pritsche und hatte eine blutige Hacke in der Hand. Er sah den Eintretenden, der wie erstarrt dastand, teilnahmslos und ruhig ins Gesicht, als störte er ihn unnötigerweise in einem tiefen Schlaf, in den er gleich wieder verfallen würde. Er wandte sich auch schon wieder ab. Der Bote aber drehte spornstreichs um, lief ins Dorf, aufs Amt und nach Verlauf einer Stunde war Grimbacher festgenommen.

Er hatte sich nicht gesträubt, mitzukommen. Die ganze Nacht hatte er so gesessen, hatte das blutige Werkzeug geprüft und ihm war, als ob er schliefe. Im Traum, kam es ihm vor, erschien der Bote, im Traum kam der Gendarm, und er hatte keinen Grund, sich dagegen zu wehren, daß sie ihn führten. Es war ihm lieber, er schwankte. Sie fragten ihn nichts; sie sahen ihn nur scheu von der Seite an. Als er hinaustrat aus der Hütte, ins Helle, war es ihm plötzlich, als zerrissen Wolken vor ihm und helles Sonnenlicht blitzte plötzlich für einen Moment hindurch. Da wollte er wieder zurück ins Dunkle; aber er war gefesselt; er sank wieder in sich zurück und folgte willig, Schritt für Schritt.

In dieser Verfassung — wie einer ging, den das Gewissen

erdrückte — kam er durchs Dorf. Man erwartete ihn schon. Es sahen ihn alle, die ihn schon lange kannten und denen er doch fremd geblieben war. Schon daß er eine von auswärts geheiratet hatte, war ihnen zuwider gewesen und sein Lebtag hatte er mit keinem sich angefreundet. So hatte sich eine stille Feindschaft gegen ihn angesammelt. Als seine Frau gestorben war, hätte man es gern gesehen, wenn er sich hilflos gezeigt hätte; er hätte eine andere Frau nehmen müssen; wie konnte er die Kinder so wild und allein aufwachsen lassen! Auf diese Weise war wieder von ihm die Gelegenheit verpaßt worden, Friede und Freundschaft mit dem Dorf zu schließen. Das war aber nur Ungeschick und Ungelenkheit von ihm gewesen; er hatte gar nicht daran gedacht, daß ihm jemand helfen wollte und er glaubte, er müsse sich eben von nun an alleine durchschlagen. Das einsame Leben hatte ihn einsam gemacht und es war ihm eigentlich selbstverständlicher, daß die andern nichts von ihm wissen wollten, als wenn sie freundlich und teilnahmsvoll sich ihm genähert hätten.

Alle diese Stimmen vereinigten sich nun gegen ihn. Zuerst war es nur ein stummer Chor. Zuerst war es noch ein wenig Mitleid, das zur Beschäftigung mit dem Geschehnis ermunterte. Die armen Kinder, hieß es, was müssen sie ausgestanden haben! Von da war es nicht weit bis zur Neugierde, wer wohl der Mörder sein könne. Man war schwankend und zögerte, Grimbacher zu beschuldigen. Solch ungeheurer Tat hielten sie ihn nicht für fähig. Aber man hatte ihn doch gefesselt abgeführt gesehen, war das nicht so gut wie Verurteilung, wenn die Obrigkeit so vorging? Wie das so kommt, warf die Strenge des Gerichts, die schematisch das Vorgehen in einer unklaren Sache

regelt, schon vorher einen Schatten auf den, den man als Täter vermutete und so schien schon eine Losung im geheimen ausgegeben, die ihn als Mörder bezichtigte. Es brauchte nun nur noch die allgemeine Abneigung gegen Grimbacher hinzuzukommen, und aus den Mutmaßungen wurde ein festes Gerücht. Niemand sprach die ungeheuerliche Verleumdung aus. Man zuckte mit den Achseln, kombinierte und besprach mannigfache Möglichkeiten. Von hinten herum deutete man an, wie schwer es einem Witwer fallen müsse, allein drei Kinder zu versorgen; wieder kamen die Heiratsprojekte von früher aufs Tapet. Und nun — was sei nun das Resultat? Man habe es ja immer gesagt. Was man aber damit meinte, das war ebenso deutlich, wie man es vermied, es auszudrücken.

Ein äußerer Umstand trug dazu bei, Grimbachers Schicksal zu verschlimmern. Das kleine, abseits gelegene Dorf wurde zu einer Sehenswürdigkeit. Fremde kamen und wollten den Schauplatz des Verbrechens kennen lernen. Manche feine Dame ließ sich mit den Bauersfrauen in ein Gespräch ein; das schmeichelte denen und sie teilten, soviel sie konnten, mit und fügten wohl aus freundlichem Entgegenkommen manches hinzu, das ihrer Phantasie das Entstehen verdankte. Vor allem erzählten sie, daß er manchmal über die Last, die ihm die Kinder auferlegten und daß es schwer sei, sie aufzuziehen und daß er nicht wisse, was er mit ihnen machen solle, geseufzt hätte. Das aber hatte er mehr so gemeint, daß ihm die mutterlosen Kinder leid taten, als daß er ihrer über wäre. Man hatte es auch so verstanden. Aber nun glaubte man, Scharfsinn zu beweisen, wenn man es mit einem Male in einem andern Lichte sah ...

Für alle diese Fremden, die gar keine Beziehungen zu der

Gegend und ihren Menschen hatten, war es unumstößlich, daß der einsam hausende Chausseearbeiter der Mörder sein müsse. Es leuchtete ihnen sehr ein, daß ein Mann, der keine Bedienung hat, seine Kinder totgeschlagen hatte. Zudem: wie hätte sonst ihr Interesse an der Sache befriedigt werden können? Rückwirkend hatte diese offen zur Schau getragene Auffassung zur Folge, daß nun auch die Dorfbevölkerung hinter der städtischen Intelligenz nicht zurückbleiben wollte. Eins trieb das andere vorwärts und die Welt war in diesem Winkel durchaus bereit, ein Schauspiel zu erleben. Man war gewissermaßen stolz, Mittelpunkt des öffentlichen Interesses zu sein und wollte sich revanchieren, indem man die Sensation dagegen bot. Von dem Opfer dieser vulgären Schaulust erhoffte man ein Geständnis und dann wäre alles im besten Geleise gewesen. Man hätte aufgeatmet, als sei ein Bann von der Brust genommen, wenn das Opfer es klipp und klar ausgesprochen hätte, daß es die Tat begangen. Man hätte sich gerechtfertigt gefühlt, es wäre Klarheit in die Sache gekommen und, was die Hauptsache war, die Wollust des öffentlichen Urteils wäre befriedigt worden. Man redete von Reue, von der Sühne durch freiwilliges Bekenntnis, von der Macht des Gewissens, kurz, man fuhr alles Geschütz auf, um auf das Gemüt des Mörders einzuwirken und die Seele mürbe zu machen. Daß aber der Sünder verstockt blieb, das rechnete man ihm wiederum erst recht als Geständnis an; seine Verstocktheit ersetzte die Stelle des Beweises. Aus dieser Verworrenheit gab es keine Befreiung.

Von alledem merkte Grimbacher nichts. Er saß in seiner Zelle und brütete vor sich hin. Es schien, als wollte er für eine Sache, zu der ihm das Verständnis fehlte, die er nicht begriff, die Er-

klärung finden. Er suchte den Zusammenhang zwischen der Tat, vor die er sich damals plötzlich gestellt sah, und sich oder dem allgemeinen Lauf der Welt, in dem er so ohne viel Besinnen dahingetrieben war in seinem Leben, zu finden. Ja, es gab Augenblicke, wo er selbst zu glauben willens schien, daß er die Tat begangen; er kam zu ganz spitzfindigen Untersuchungen: er sei wohl mitschuldig, weil er sich zuweilen über die Schwere der Aufgabe, die ihm der Tod seiner Frau auferlegt, beklagt hatte. In solchem Moment wäre er fähig gewesen, sich selbst zu bezichtigen. Aber immer kam er bei seinem Grübeln an einen Punkt, wo er nicht weiter konnte. Sein Kopf, der des Denkens nicht gewohnt war, versagte. Dann stöhnte er schwer auf und stützte seinen Kopf in die Hände und ihm war, als sei er nicht nur an Händen und Füßen gefesselt.

In solchen Momenten sah ihn der Untersuchungsrichter und machte im stillen aus dieser zerknirschten, brütenden Haltung seine Schlüsse. Aber er ließ sich nichts merken und stellte in routinierter Weise seine Fragen; er wollte den Gefangenen irreführen, in Irrtümer verwickeln, um schließlich auf eine Spur zu kommen. Denn für ihn war dieser Fall eine Frage, von der seine Karriere abhängen konnte; er wollte sich hervortun. Der Delinquent aber saß da, müde, träge, apathisch und war kaum zum Sprechen zu bewegen. Der Untersuchungsrichter heuchelte Teilnahme und tat so, als ob er nicht an die Schuld glaubte, er gedachte, ihn aufs Glatteis zu führen, damit er dann um so sicherer falle. Aber all das nützte nichts. Der Delinquent sah ihn an, als begriffe er ihn nicht. Der Beamte aber glaubte in seinem Ärger immer fester an die Schuld.

In der Tat, Grimbacher begriff das alles nicht. Er wußte

nicht, daß, wenn man einmal in die Mühle des Gerichtsverfahrens gerät, alles seinen richtigen, paragraphenmäßig geregelten Gang geht. Es geschieht einem im kleinen kein Unrecht und für das große ist niemand verantwortlich. Denn selbst Richter können fehlen und das menschliche Urteilsvermögen hat seine Grenze.

Grimbacher sah den Untersuchungsrichter kommen und gehen und viel mehr blieb bei ihm nicht haften. Er dachte wohl manchmal: was für merkwürdige Augen hat dieser Mann, sie spielen hin und her, als suchte er etwas, plötzlich sehen sie dann ganz scharf auf einen Punkt und die Augengläser haben immer einen scharfen, kristallklaren Glanz und es blinkt darin. Aber das ging vorüber und er sank wieder in sich hinein. Der Untersuchungsrichter nahm aus diesen Begegnungen, die resultatlos verliefen, die Vorstellung mit, daß er es mit einem Menschen zu tun habe, der im Jähzorn sich zu einer Tat habe hinreißen lassen, deren er sonst wohl nicht fähig wäre und der nun unter seiner Tat selbst litte, ohne sich zu einem Geständnis aufraffen zu können.

Nur einmal wurde Grimbacher aufgerüttelt. Das war, als ihn seine Tochter und sein Schwiegersohn aufsuchten, die von weit her kamen. Als er sie sah, hob sich schwer seine Brust. Tränen traten ihm in die Augen, als er seine Tochter umarmte. Nachdem sie die vorgeschriebene Zeit bei ihm gesessen und ihn angehört hatten, mußten sie ihn verlassen. Als sie Abschied nahmen, bat er sie, ihn nicht wieder aufzusuchen. Sie standen an der Tür, da ging er noch einmal zu ihnen, nahm ihre Hände und sagte: „Ihr wißt, daß ich nicht schuldig bin." Dann drängte er sie zur Tür hinaus. Sie versprachen, alles für ihn zu tun, was möglich war.

Als das Gericht zusammentrat, fand es eine Menge belastenden Materials vor. In den Akten stand alles, was den Angeklagten betraf, seine Herkunft, seine Arbeitsverhältnisse, sein Leben. Dies alles bewies in nichts seine Schuld. Zu seinen Gunsten aber war ebenso kaum ein Moment angeführt, so daß die Wage der Schalen in der Mitte hielt. Nichtsdestoweniger war eine bedenkliche Neigung vorhanden, zu Schlüssen zu kommen, die sachlich ganz unbegründet waren und die nur in dem vagen Vermuten der öffentlichen Meinung ihre Nahrung fanden. Das ganz Unbestimmte gewinnt oft eine ganz deutliche Prägung und wirkt um so bestimmter und gerade das Unsichere eines Geschehnisses, die Unmöglichkeit, eine Erklärung zu finden, verleitet dazu, sie zu konstruieren. Und die Urheber dieser Konstruktion lieben ihr Werk und wollen es nicht aufgeben, wie jeder in das verliebt ist, in das er Mühe und Arbeit gesteckt hat.

Johann Grimbacher wurde des Mordes an seinen drei Kindern angeklagt. Als er vorgeführt wurde, richteten sich aller Augen auf den unnatürlichen Vater, der im Jähzorn seine Kinder getötet hatte. Man entdeckte in den abgearbeiteten Zügen, dem brütenden Ausdruck im Gesicht, der durch die buschigen, überhängenden Augenbrauen etwas Unheimliches erhielt, in dem struppigen Bart, den Typus des zu allem entschlossenen Verbrechers. Grimbacher hielt die Augen gesenkt; so sah man nicht das Gutmütig-Leidende in seinem Blick. Hätte er sie auch aufgehoben, man würde vielleicht nichts mehr davon in seinen Augen gefunden haben. Das Wild, das gejagt wird, verliert seine unbefangene Vertraulichkeit und wird entweder von der Angst des Wahnsinns gehetzt oder zum letzten Trotz erbittert. Von beiden aber fühlte Grimbacher im Grunde innerlich nichts; das äußere

Geschick, das ihn getroffen, ließ ihn das Kommende nicht beachten, ja er empfand vielleicht dieses nur als die Fortsetzung des ersten, gegen das er nichts hatte machen können, also ließ er auch dem Folgenden den Lauf. Er sah kaum, wer da vor ihm saß, all die Richter in Talaren; er sah nicht, wie sich im Zuschauerraum Kopf an Kopf drängte; sah nicht, wie noch einige jüngere Gerichtsbeamte in den Saal stürzten, um dem interessanten Prozeß beizuwohnen, und sich dann die Tür schloß und eine lautlose Stille eintrat. Er hörte auch nicht, wie der Staatsanwalt die Anklage verlas. Er fühlte nur, daß er allein, ganz allein war; das tat ihm beinahe wohl und er hatte nur den Wunsch, daß es bald zu Ende sein möge.

Nun wäre es zu weit gegangen, wollte man annehmen, das Gericht hätte sich ohne Besinnen der fertigen, öffentlichen Meinung angeschlossen. Es prüfte sorglich das Für und Wider, stellte Fragen und ging nach Möglichkeit sachlich vor. Aber da der Angeklagte ihnen nicht die Hand bot, das verwirrte Knäuel zu lösen, waren sie im wesentlichen auf die Tatsachen, die man zusammengetragen, angewiesen.

Diese Tatsachen waren die folgenden: man hatte Grimbacher in der Hütte vorgefunden, mit dem stieren Ausdruck eines Menschen, der eine unglaubliche Tat begangen hat, die er selbst nicht mehr begreift. Er hatte das blutige Werkzeug in der Hand gehalten. Möglich, daß Verzweiflung ihn dazu getrieben; damit stimmte überein, daß kein Geld vorgefunden wurde, so daß offenbar die Not ihn zu der verzweifelten Tat veranlaßt hatte.

Es fanden sich auch Zeugen, die aussagten, was das Gerücht schon den Richtern zugetragen hatte, daß der Angeklagte einmal dem einen oder dem andern gegenüber über die Kinder und die

Mühe, die sie ihm machten, geklagt hatte. Da der Angeklagte sich von Anfang an niemals gegen diese Verdachtsmomente gewehrt hatte, mußte man auch dies zu dem Anklagematerial zulegen. Die Apathie des Angeklagten trug nicht dazu bei, das öffentliche Interesse zu gewinnen. Man hatte gehofft, einem Sensationsprozeß beizuwohnen, einen „Blick in die untersten Schichten des Elends und Lasters" zu tun und die wollüstigen Schauder beim Anblick einer ungebändigten Roheit zu erleben, dem Kampf einer verbrecherischen Natur mit dem Gesetz zuzusehen. Nichts von alledem. Das war alles alltäglich und ohne Prickel, ohne Nervenreiz. Diese Lässigkeit konnte man nur als Zynismus einer routinierten, verrohten Natur auslegen und man tat das um so lieber, als man in das Urteil das Rachegefühl über die Enttäuschung unbemerkt einmischen konnte.

So nahm die Verhandlung einen verhältnismäßig schnellen Verlauf. Das Gericht formulierte die Fragen, die an die Geschworenen zu richten waren.

Die Geschworenen waren kleine Kaufleute aus dem Orte, Gewerbetreibende, bescheidene Grundbesitzer; sie alle waren schon vorher mit sich einig; lange genug hatten sie an der Bildung der öffentlichen Meinung teilgenommen und die Verhandlung, der sie im wesentlichen die Richtung gegeben hatten, hatte nichts Entlastendes beigebracht.

Das Urteil lautete auf Schuldig. Da der direkte Beweis nicht zu erbringen gewesen war, konnte der Angeklagte nicht zum Tode verurteilt werden. Das Urteil lautete auf lebenslänglichen Kerker.

Der Angeklagte hörte es stehend mit an. Er bewegte ein wenig die Lippen, als sagte er etwas zu sich und die umstehen-

den Polizisten behaupteten, er habe leise gesagt: „Nein, nein, ich habe meine Kinder nicht getötet.“ Dann war er wieder stumm.

Einen Augenblick war eine bleierne Stille im Raum und obwohl sich jeder der Zuschauenden bemühte, den Angeklagten zu sehen, war doch kaum ein Geräusch zu spüren. Der Vorsitzende fragte den Angeklagten, ob er etwas zu erwidern habe. Johann Grimbacher stotterte bloß und seine Hände zitterten. Er schüttelte den Kopf. Die Zuschauer gingen auseinander und zerstreuten sich in den Straßen und suchten nach den nächsten Restaurants, sich von der Strapaze zu erholen.

Als Johann Grimbacher in seine Zelle zurückgebracht wurde, empfand er die Stille wie eine Erlösung. Das Schwerste war vorüber. Er hatte keinen Groll und keine Empörung im Herzen. Nun erst schien ihm ein Ende erreicht zu sein und es war ihm, als könne er aufatmen.

Bevor er nach dem Zuchthaus transportiert wurde, besuchten ihn noch seine Tochter und sein Schwiegersohn und schwuren ihm, nicht abzulassen, als bis sie eine Wiederaufnahme durchgesetzt hätten, wobei dann seine Unschuld ans Licht kommen müsse. Er aber lächelte dazu, fast ruhig, und drückte ihnen dankbar die Hand. Es kann ja nicht so schwer sein, meinte er.

Der Strafarbeit im Zuchthaus unterzog er sich mit Pünktlichkeit und Sorgfalt. Die Verwaltung hatte keinen Grund zur Klage. Immer blieb er still und in sich gekehrt. Aber es war eine andere Ruhe, wie früher. Er hatte sich mit seinem Schicksal ausgesöhnt, und da die Verwirrung der Dinge nun ihre Lösung gefunden hatte, gab auch er sich damit zufrieden. Er brauchte nicht mehr zu grübeln und zu brüten. Hinter ihm lag die Welt und er schien froh, von ihr für immer geschieden zu

sein. Er hatte nicht viel zu verlieren gehabt. Die Reden und Verleumdungen seiner Mitmenschen erreichten ihn nicht; aller Wahrscheinlichkeit nach hatte man ihn überhaupt vergessen.

Acht Jahre lebte Johann Grimbacher so dahin. Er starb, nachdem er dem Geistlichen noch einmal auf seinem Totenbette seine Unschuld beteuert hatte, aber er fügte hinzu, daß er niemand damit anklagen wolle; es hätte wohl alles so kommen müssen.

Ein Vierteljahr darauf lief ein Brief beim Gericht ein, in dem der Absender, der sich jetzt in Australien befand, sich als Täter angab. Er gab alle die Umstände, das Aussehen des Raumes, die Tasse, in der sich das Geld, das er genommen, neun Mark, befunden hatte, die Kleider der Kinder, das Werkzeug, mit dem er die Tat ausgeführt hatte, Tag und Stunde, so genau an, daß man an der Richtigkeit der Angaben nicht zweifeln konnte.

Den erneuten Bemühungen der Tochter und des Schwiegersohnes, eine Wiederaufnahme zu bewirken, winkte nun der sichere Erfolg.

Das Gericht aber erfuhr, da es die Wiederaufnahme anordnete, auf Anfrage, daß der Zuchthaussträfling Johann Grimbacher vor einem Vierteljahre schon gestorben sei.

# Die Wolkenreise

## Märchen

Was alles an einem schönen, hellen Sommernachmittag passieren kann!

Da saß zum Beispiel ein kleiner Junge am Fenster und hatte neben sich seinen Milchtopf stehen und vor ihm lag ein Bilderbuch, mit schönen, bunten Bildern. Das war alles sehr gut und schön.

Aber er sah gar nicht viel hinein in das Buch, denn er kannte das alles schon: den Löwen, der da so mächtig brüllte, den Elefanten, der sich durch das Gitter mit seinem langen Rüssel einen Apfel langte und den Affen, der an einer Rübe kaute.

Draußen aber schien die Sonne und die Vögel zwitscherten. Am blauen Himmel stand eine kleine, dicke, weiße Wolke, die kaum zu schweben schien, so still stand sie in der Luft.

Und plötzlich wurde Erwin — so hieß nämlich der kleine Junge — ganz müde und wäre beinahe eingeschlafen. Es war nämlich so sehr warm und ruhig und still draußen.

Erwin dachte gerade: „Ich möchte doch gar zu gern einmal eine kleine, weiße Wolke sein! Was ich da nicht alles sähe! Ich könnte es dann der Mama erzählen und der Lise und die würden sich schön wundern. Das wäre mal etwas ganz Neues."

Und wie er das noch dachte, da war er auch schon eingenickt und schlief. Und im selben Augenblick stand eine große Gestalt neben ihm und wie Erwin aufsah, da merkte er, daß die Gestalt einen langen, weißen Bart hatte und daß der Greis ihn ganz freundlich ansah.

„Beinah wie der Weihnachtsmann", dachte Erwin.

Der freundliche Greis aber beugte sich zu Erwin nieder und fragte:

„Möchtest du einmal das Spiel der Wolken sehen? Es ist ein eigenes Leben und wenn du willst, will ich dir den Wunsch erfüllen und du kannst dir diese Schönheit einmal ansehen."

Erwin aber war ganz starr. Er antwortete gar nichts und machte nur große Augen.

Nach einer Weile sagte er forschend:

„Woher weißt du denn, daß ich mir das gerade wünschte?"

„Du hast Glück gehabt," erwiderte der Alte; „wer gerade vorm Einschlafen recht was Hübsches denkt, das er sich sehr, sehr wünscht, dem wird im Traum sein Wunsch erfüllt. Der Schlüssel Sehnsucht schließt die Türen zum Traumland hurtig auf. Das ist ein eigenes, großes Reich, von dem die großen Menschen nicht viel wissen wollen. Aber doch ist es da und sehr oft sehnen sich die Menschen dahin zurück. Aber dann haben sie nicht mehr — weißt du — die rechte Kraft der Sehnsucht und die Türen bleiben ihnen verschlossen. Wo es aber gerade paßt, da laufen eilends hurtige Boten auf leisen Socken zu uns und bringen uns die Botschaft. Die sind auch zu mir gekommen und haben mich gebeten. Und darum habe ich mich aufgemacht zu dir."

„Aber woher wissen denn die kleinen Boten, was ich mir wünsche; ich habe doch gar nichts gesagt?"

„Wünsche haben auch ihre Stimmen; die Menschen hören sie nur meist nicht, weil sie gar so fein sind und es meist so laut bei ihnen zugeht. Sie haben an andere Sachen zu denken und da vergessen sie, darauf zu hören. Aber so ein kleiner Bote, der überall und nirgends ist, der bei dir sitzt, wenn du es gar nicht merkst, der hat ganz andere Ohren. Der hört, was sich

die Mäuschen erzählen, und was das Gras wispert, das weiß er ganz genau. Und da kam er zu mir und sagte: Bitte, bitte, geh doch zu dem kleinen Erwin; der möchte so sehr gern eine kleine, dicke, weiße Wolke sein."

„Kannst du mich denn in eine Wolke verwandeln", fragte Erwin.

„Das will ich lieber nicht machen," versetzte der Alte, „denn das wäre gar nicht gut für dich. Dann würde deine Mutter sich doch sehr grämen, wenn du plötzlich nicht mehr da wärst und wärst eine kleine Wolke, die von ihr fortfliegt. Dann kann sie dich nicht mehr in den Arm nehmen und du siehst sie nur von ganz oben."

„Wie willst du mir denn aber meinen Wunsch erfüllen?" fragte Erwin.

„Das geht auf andere Weise ganz gut. Du kannst z. B. mit mir eine Reise machen. Und ich kann dich auf eine Wolke setzen und dann segelst du leichthin durch die Luft und siehst dir alles gemütlich an. Wolken haben ihr eigenes Leben und wie ein Märchen ist ihre fremde, ewig wechselnde Schönheit."

„Das wäre sehr schön," sagte Erwin, „aber werde ich nicht herunterfallen? Wie heißt denn du übrigens?"

„Ich habe keinen Namen, aber du kannst mich Wolkenpapa nennen, denn ich gebiete über alle Wolken und wenn ich will, wirst du sicher durch die Luft getragen, wohin du willst. Du hast wohl doch ein bißchen Angst?"

„Ich möchte gerne, aber es muß niemand merken, daß ich weg bin. Denn sonst weint die Mama und sucht mich. Ich bin nämlich ihr Nesthäkchen. So nennt sie mich immer."

Und kaum hatte er das gesagt, da fühlte er sich ganz leicht

werden und ein starker Arm hob ihn hoch und entführte ihn. Er lehnte sich fest an, hoch ging es, immer höher, doch die Hand hielt ihn ganz sicher. Und mit einem Mal gab's einen Schwupps und da saß er obendrauf auf der kleinen, dicken, weißen Wolke, die er vom Fenster aus gesehen hatte. Es war ganz warm und mollig um ihn.

Zuerst getraute er sich nicht, sich zu rühren. Es war eine wundervolle Stille hier oben. Als er aber aufsah, sah er nicht weit von sich andere kleine Wolken, auf denen saßen auch Kinder, die winkten ihm fröhlich zu, manche hatten sogar ihr Spielzeug bei sich, und da wurde er wieder mutiger. Die hatten wahrscheinlich ebensolche Wünsche gehabt wie er.

Und wenn die kleinen Wolken sich begegneten, grüßten sie sich und wünschten sich Glück auf die Reise. Es war fast wie ein Singen in der Luft. Dazwischen aber flog lang hingestreckt der Greis, der Erwin geholt hatte; lang hingestreckt fuhr er durch die Luft und sein Gewand wallte, sein langer, weißer Bart flog und so sah er aus wie ein lang hin sich dehnender Wolkenstreif. Er war hier in seinem Reich und die Wolken tummelten sich wie Kinder um ihn. Darum also hieß er der Wolkenpapa.

„Singen denn die Wolken?“ fragte Erwin den Wolkenpapa.

„Wenn es so recht herrlich ist, wie jetzt, dann erfüllen die Wolken die Luft mit einem leisen Gesang und wenn alles still ist, hörst du sie summen.“

Und wie Erwin so langsam dahinfuhr, sah er unter sich wunderschöne Wiesen liegen, in Sonnenpracht. Wie eine lohende Glut flutete in heißen Feuerwellen das Sonnenlicht herab und überschüttete das Land mit warmem Segen.

Die kleine, dicke, weiße Wolke bot für Erwin genügend Platz.

Es war hier wie ein Reich für sich. Erwin entgegen stieg eine große, dicke Wolke im Luftreich auf. Sie schien ganz unbeweglich, so groß war sie. Sie lag, lastete und träumte. Bewegung war in ihr, ein Quellen veränderte fortwährend ihre Gestalt; aber als große Masse stand sie still.

Kräftig leuchtete das helle Licht in strahlendem Weiß an der Riesenwolke auf. Auf der hellgrünen Erde lag ein Riesenschatten.

Und in diesem weichen Schatten, der so warm durchglüht war, träumten unten die Bäume, die so klein waren, wie aus der Spielschachtel genommen, blickten die Menschen trunken in die Sonnenschönheit und die Flüsse glitten silbern und sacht dahin. Die Blumen blühten in herrlicher Pracht, weiß, gelb, violett leuchteten die Felder. Die Herden weideten; zuweilen hörte Erwin ein Glöckchen und aus den Hütten stieg ein leichter Rauch. Zuweilen auch war es Erwin, als hörte er ein leises Lied singen, das flog auch leicht wie ein Rauchwölkchen in die sommerliche Luft und die zarten Töne waren nur wie ein leises Grüßen in der blauen Schönheit des sommerlichen Lichts, in der Erwin auf seiner kleinen, dicken weißen Wolke dahinschwamm.

Dann ging die Sonne unter — denn es war schon spät geworden — und der weiche Abend träumte über den Feldern. Das war ganz anders hier, als zu Hause, wo die rote Sonnenkugel hinten immer verschwand und einfach wegrutschte, viel feierlicher war es hier.

Die kleinen Wölkchen bekamen einen gelblichen Schimmer, so wie ein Wachslicht aussieht und zogen noch einmal so still dahin. Es schien, als zögerten sie in ihrer Reise und wollten stille stehen. Wie müde Abendvögel sahen sie aus, die die Schwingen zusammenlegen wollen und ausschauen, wo sie rasten können.

Das ganze bläuliche Reich lag in gelbliches Abendlicht getaucht und die kleinen Wolken wurden wie mit einem Heiligenschein umkleidet. Sie standen so fern und träumten; ihr goldenes Abendkleid zogen sie sich über. Wie ein letzter Gruß war ihr Scheiden.

„Das legen sie immer an, ihr goldenes Hemdchen," sagte der Wolkenpapa, der gerade langsam vorüberstrich, erklärend zu Erwin, „wenn sie zu Bett gehen wollen. Es ist mit mattrotem Band gesäumt, siehst du?"

„Mama zieht mir immer ein weißes an, aber einen hübschen, roten Saum hat es auch", meinte Erwin.

Nun aber wollte Erwin sehen, wie es unten aussah. Er legte sich auf den Bauch und steckte den Kopf über den Wolkenrand hinaus.

Da sah er ein trauliches Dorf unten liegen, versunken in Abendfrieden. Abendruhe stand bei jeder Hütte. Und siehe da, golden umrandete auch hier das Abendlicht die Häuschen. Zuweilen brannte schon ein Licht in den Stuben und die Fenster leuchteten dann wie ein kleiner, warmer Punkt. Und eine kleine Kirchturmspitze glänzte heraus aus dem Grünen.

Nur leise hob sich hier und da ein Rauch von den Dächern. Schon dunkelte der Abend. Vor den Türen sitzen Männer und Frauen; aber sie sprechen nicht viel; ihre Worte sind auch müde und dunkel und gehen ihnen nicht schnell von den Lippen. Denn sie wissen, nun ist der Abendfriede im Dorf und den hüten unsichtbare Scharen, die bei jeder Hütte stehen und friedlich und sachte durchs Dorf ziehen. Und wenn diese jemand drinnen im Zimmer finden, der im Dunklen sitzt, dann geht einer leise hinein und zündet ein Lichtlein an. Denn gar so allein im Dunklen sitzen und träumen, das macht traurig.

„Paß auf," sagte der Wolkenpapa, der sich dicht bei Erwins kleiner Wolke hielt (der Wolkenmantel lag ganz still, lang hingezogen und der Bart flatterte auch nicht, die ganze Gestalt lag wie still schwebend in der Luft, so wie ein Wolkenstreif oft am Abendhimmel still liegt und kaum schwebt) —, „wenn über den Feldern noch ein leiser Lichtschein liegt wie jetzt und die Wiesen schon zu dunkeln beginnen, dann beginnt das Wolkenreich zu glühen. Sieh, wie der Horizont da hinten in flüssigem Gold und Rot schimmert; goldumrandet stehen die kleinen Wolken im dunkelblauen Abendraum, wie von innerlichem Licht erleuchtet. In dieser Zeit ist es in der Welt ganz, ganz still. Kein Blättchen regt sich, kein Vogel singt, sie gehen in ihr Nest zur Ruh. Kein Lufthauch weht.

Sieh, nun beginnt unser Reich, eine phantastische Welt: die Grenzen des Raumes erweitern sich ins Ungemessene, du kannst nicht absehen, wo er endet."

Eine neue Welt baute sich zauberhaft schön vor Erwins erstaunten Blicken auf und er riß die Augen noch einmal so weit auf. Er lag ganz artig auf seinem Wölkchen und wurde selbst ganz still, wie ein Vögelchen im Nest. Das war aber auch zu schön und feierlich hier und es war so hübsch, ganz ruhig dahin zu schweben.

Da sammelte sich ein unermeßliches Meer von Wolken und breitete einen glühenden Traum über die stille Landschaft. Ein tiefes Rot erfüllte den ganzen Luftraum und tauchte ihn in ein purpurnes Dämmern. Alles war von diesem warmen Licht angehaucht und selbst die weißen Wolken schimmerten rötlich. Das nahm immer mehr zu, als glühte der ganze Weltenraum, als geschähe irgendwo ein großes Brennen, dessen Schein sich weithin verbreitete.

Eine ganze Schar rosig angehauchter Wölkchen schwamm in diesem Licht: es war die Herde der Wolkenschafe, die nach Hause getrieben wurde und deren Fell rötlich schimmerte.

Der Wolkenpapa winkte immer mit seiner Hand.

Es war, wie wenn die Wolken sich alle auf dies Zeichen versammelten.

Da stiegen von dem Rand der Ebenen, ganz hinten, Wolkengebilde auf und rings um Erwin sammelten sie sich. Das alles lag friedlich, in stummer Schönheit da und Erwin war's, als müßte er den Atem anhalten. Denn auch der leise Abendwind war so still, man hörte ihn kaum fächeln.

Dann aber ließ das Glühen nach und ein weiches, gelbliches Licht, das allmählich silbergrau und grauer wurde, breitete sich aus, das mit seinem schleierhaften Dämmer alle Dinge phantastischer erscheinen ließ.

„Abendwind, wehe ein bißchen", sprach der Wolkenpapa —, und sofort erhob sich ein leises Wehen und siehe da, da verschob sich das Bild. Neue Räume taten sich auf, es war, wie wenn ein Schleier weggezogen würde und neue Welten sichtbar würden.

Die Wolken sahen gar nicht mehr aus wie einfache Wolken. Manche, die sich fernhin breiteten, auf denen das scheidende Licht noch golden lag, sahen aus, wie sonnig sich hinbreitende Flachlandschaften.

Vor Erwin lag das Wolkenreich und die Erde war verschwunden.

An goldener Bucht lag eine prächtige Stadt. Ganz fremdländisch sah sie aus, wie aus einem Märchen. Häuser mit flachen Dächern bauten sich auf Felsen auf, und die Dächer schimmerten

wie Gold. Eine schmale Landzunge lief zu einer Spitze aus und auch die Landzunge war ganz von Gold und rahmte eine weite Bucht ein, die wie mattes Silber schimmerte.

Golden blitzten auch die Häuser und ein weicher, matter Glanz lag über der Bucht, die wie ein großer Hafen dalag. Violette Streifen sind über die Fläche hingezogen, sie leuchten schwach und schwimmen in zitternder Bewegung auf der Fläche, die unbeweglich steht und sich nur ab und zu weich nach oben hebt, sich dehnt, als atmete sie auf.

Und in dieser silbrig-matten Flut stehen, traumhaft leicht, silberne Segel. Ein trunkenes Glück schien über der golden überflammten Stadt zu liegen.

„Dort wohnt der Wolkenkönig", sagte der Wolkenpapa, „dessen Abgesandter ich bin. Da aber darf niemand hinein. Nur ab und zu darf ich einzelnen Menschenkindern von fern die Herrlichkeit zeigen, wenn sie gerade so recht träumen. Wolkenschlösser nennen die Menschen solche Träume und sie wissen nicht, daß sie wirklich über ihnen thronen und daß sie nur nicht hineindürfen. Drum aber nennen sie sie so, weil sie ihnen unerreichbar sind."

„Sieh aber nach der anderen Seite, da ist ein anderes Bild."

Da war das Licht schon erkaltet; und unwirklich und doch in seiner Kühnheit und Größe verblüffend breitete sich ein anderes Reich.

Eine Schneegebirgslandschaft. Berge, die sich hoch auftürmten. Schneeige Gipfel, wie wir sie auf der Erde Gletscher heißen. Eine riesige Mulde breitete sich zwischen den Hängen, ebenfalls ausgefüllt mit Schnee. Nur die Spitzen dieser Berge empfingen noch Licht und rosig waren ihre Spitzen davon angeglüht.

Ein eisiges Hochlandschweigen lagerte über diesen Bergen. In glatten Wänden stiegen die Gletscher auf und kein Leben zeigte sich.

„Hier ist nur die große, schöne, ewige Ruhe und das Schweigen, das von fern dich grüßt; das ist das Tal der Einsamkeit," erklärte der Wolkenpapa. „Da kommen nur die alten Wolken hin, die sich nach Ruhe sehnen. Die Wolken sterben nie. Wenn ihr sagt, es regnet, dann kommen sie zu euch auf die Erde hernieder, da sie sich auch diese ansehen wollen. Sie steigen dann in Nebeln wieder auf und hüllen die Erde in Dunst; sie breiten ihr Reich überallhin aus. Das hast du dir wohl nicht träumen lassen, daß es hier bei uns so viel zu sehen gibt, wovon die Menschen auf der Erde gar keine Ahnung haben."

Fern wie eine Erscheinung blieb das Bild.

„Und nun sieh nach der dritten Seite!"

Da war noch alles in sanfter wallender Bewegung, als aber eine Weile vergangen war, in der eine stetige, rastlose Verwandlung vor sich zu gehen schien, die ein Bild in das andere schob, da stand schließlich ein neuer Anblick da.

Eine riesige Sandebene dehnte sich, eine Wüste. Auch hier ragten seitlich Berge. Doch waren sie weiter voneinander gerückt und die Ebene, die Wüste trat beherrschender heraus.

Mitten in diesem unendlichen Flachland führte eine schmale Straße zu einem fernen Ziel. Da bewegte sich ein Zug von Reisenden in Wolkengewändern; schwebende Gestalten, eine Karawane.

Seitlich, weiter nach hinten zu, winkte eine Oase; da standen Bäume, eine ganze Gruppe, mit hängenden, großen, schweren Blättern. Langsam bewegte sich die Karawane darauf zu.

„Paß auf, nun sinkt die Sonne. Das geht ganz schnell."

Eine dicke, schwere Wolke zog mit einem Male herauf, schwebte dicht über der Erde, die nun wieder sichtbar wurde, als ein großes, mächtiges, ganz dunkles Feld. Und andere Wolken folgten.

Kein Licht, kein goldener Schimmer umhüllte die luftigen Gebilde. Sie schienen tot und ihres Lebens beraubt; sie schwebten ohne Glanz dahin. In blaugrauer Schwere lagen sie tief herab, senkten sich bleiern über die dunklen Felder und der ganze Luftraum wurde bleich und glanzlos, blau und kalt.

Da wurde Erwin etwas kleinlaut. Der Wolkenpapa aber blieb bei ihm und sagte:

„Nun will ich dir aber noch unsere Nachtwolkenherrlichkeit zeigen; da wirst du staunen, die ist noch viel, viel schöner als all die Bilder, die du mit deiner Laterna magica machst."

Da wurde Erwin doch wieder neugierig und guckte heraus. Und siehe da, da war es Abend geworden. Ein schöner, tiefblauer Abend.

Silbern schwebte der Mond still herauf. Drunten auf der Erde wurde es dunkel. Erwin sah hinab und sah die Wiesen dunkeln. Seen lagen auf den Feldern und da glänzte der silberne Mond hinein und sie öffneten sich wie dunkelglänzende Augen. Aus allen dunklen Dingen strahlte eine Helligkeit auf. Erwin sah von oben in einen großen Garten; die Bäume standen trauernd wie schwermütige Zypressen da; ein großes Wasserbecken lag melancholisch und leer da; nicht weit davon, im Garten, lag ein altes Schloß, an dessen weißen Mauern das Licht silbern herabfloß.

Dann aber blickte Erwin wieder hoch und da sah er den

kalten und so geheimnisvoll leuchtenden Mond nicht weit von sich stehen; er schwamm als weißlich leuchtende Kugel in einem Meer von Wolken, die ihn umgaben, wie eine Herde Schafe den Hirten umschwärmt. Weiterhin aber wurde die Dunkelheit schwächer erhellt; träumend zogen die Wolken in diesen Regionen einher; wie schlafwandelnd schwebten sie, in trunkener Schönheit, und es war, als badeten sie ihre Schönheit in diesem Licht, in dieser reinen Stille, die von weißlichem Glanz ganz erhellt war. Es war ein Meer silberner Wogen. Und wie Erwin sich suchend nach dem Wolkenpapa umsah, da sah er, daß dessen Greisenhaar ebenfalls weithin zu flattern begann. Da merkte er, daß ein Wind sich aufgemacht hatte und er sah ängstlich um sich.

Da nahte aber schon der Wolkenpapa und nahm ihn begütigend in seinen Arm und barg ihn in den großen, tiefen Falten seines Mantels.

Es wurde ganz einsam um Erwin und auch der Wolkenpapa sagte nichts mehr. Er fühlte nur noch, wie das kleine Herz Erwins in seiner Riesenhand pochte und da wußte er, daß Erwin große, große Angst hatte und nach Hause wollte, wenn er es auch nicht sagte. Und da hatte er Mitleid mit ihm.

Und plötzlich gab's einen Plumps. Da erwachte Erwin. Er spürte einen Kuß auf seiner Stirn und als er den Kopf hob, sah er über sich das Gesicht seiner Mutter.

„Du hast wohl geschlafen", sagte sie. Und strich ihn über die Haare.

Schlaftrunken wie er war, hob sie ihn empor.

„Ich war bei den Wolken." Das aber hatte er so leise gesagt, daß ihn seine Mutter gar nicht verstanden hatte.

Erwin lehnte seinen Kopf an den Hals der Mutter. Die trug den kleinen, müden Kerl in die Wohnstube und setzte ihn an den Eßtisch, wo er seine Griesspeise vor sich stehen fand. Aber er sah mit so verträumten Augen in die Welt, daß ihn Mama immer streicheln mußte, so schwer war das Köpfchen.

Gern hätte er erzählt, wo er gewesen und was er alles gesehen hatte, aber er konnte sich noch gar nicht ordentlich zurechtfinden, und als ihn die Mutter dann ins Bett legte, sagte er nur: „Es ist doch ganz gut, daß ich wieder hier bin; es war so sehr weit weg."

Und als ihn die Mutter erstaunt fragte: „Ja, wo warst du denn eigentlich?" da brachte er seinen Mund dicht an ihr Ohr und legte seine Arme eng um ihren Hals und flüsterte:

„Ich habe eine weite Reise gemacht; im Wolkenreich war ich und der Wolkenpapa läßt dich grüßen."

Da aber machte die Mutter ein Gesicht: „Im Wolkenreich warst du? Das muß aber schön gewesen sein. Das mußt du mir morgen alles erzählen, wie es da ausgesehen hat. Nun mußt du aber schlafen."

Da bekam Erwin noch einen Gutenachtkuß extra und schlief ein und wer weiß, vielleicht hat er im Traum wieder eine große Reise gemacht.

Draußen aber zogen die leichten Wolken in der lauen Sommernacht dahin, schwebten am Mond vorbei und zogen schweigend weiter. Die sah aber Erwin nicht. Sie aber sahen herab, von ganz, ganz oben und da sahen sie wohl auch das Haus, in dem Erwin lag; und in das ganz, ganz kleine Fensterchen, hinter dem Erwin schlummerte, guckte um Mitternacht, als es niemand merkte, neugierig der Mond herein und wollte sich doch den

kleinen Gesellen einmal ansehen, der die Wolkenreise gemacht und ihm vor ganz kurzer Zeit noch ins Gesicht geguckt hatte.

Wo er wohl liegen mag, dachte der Mond; denn er konnte ihn nicht gleich finden; ich will ihn mir mal suchen.

Und richtig, da konnte er, wenn er das Gesicht ein bißchen schief legte, durch einen Spalt in den Vorhängen in das Zimmer sehen und wenn er da ein bißchen um die Ecke guckte, sah er, ganz hinten, in der Ecke des Stübchens Erwins Bett stehen. Aber der Mond mußte lange suchen, bis er es fand. Denn von so hoch oben erschien es ganz, ganz klein; viel kleiner als eine Nußschale, so daß es kaum zu sehen war und der Mond seine Augen ordentlich weit aufmachen mußte, um etwas wahrzunehmen.

Als er Erwin aber entdeckt hatte, da betrachtete er ihn lange und leuchtete ihm durch den Spalt in den Vorhängen ganz hell ins Gesicht und wenn Erwin nicht geschlafen hätte, dann hätte er gesehen, wie vergnügt der Mond schmunzelte.

Grotesken

# Das alte Soest

Irgendwo in Deutschland liegt eine alte Stadt. In Westfalen oder in Franken oder am Rhein. Oder in irgend einem anderen Teile Deutschlands. Überall gibt es solche Städte, die von Vergangenheit träumen; die Mauern sind von Efeu überwuchert und blicken noch ganz so trotzig, als nahte ein Zug Raubritter.

Jeder, der sein Land liebt, kennt diese Städte und ist in ihnen gewandelt. Einst mächtig, ragen sie mit ihrer Vergangenheit in unsere vielspältige Gegenwart hinein, die solche stumme Würde nicht mehr anerkennt. Jeder Tritt hallt wieder und der Besucher horcht erstaunt auf und sieht sich nach den Geistern der Vergangenheit um. Aber da ist nichts, das willfährig erschiene. Tot und stumm ist alles und der Abend schweigt in diesen Mauern.

Aber dennoch stehen diese Städte aufrecht und trotzen der Zeit. Sie eilt über sie hinweg. Aber sie stehen wie Felsen, umbrandet von den Wogen des alles einmal zerfressenden Stromes Zeit. Wenn auch verwittert, bleiben sie Zeugen einer alten Kraft.

Lauschtest du schon einmal dieser Melodie, die zwischen den alten Mauern raunt und singt und das Vergangene gegenwärtig macht, so daß deine Tage dir tot und stumm und als eine Last erscheinen?

Es war am 16. Januar 1434, da öffnete sich die schwere Bohlentür, die zu dem Beratungszimmer im Soester Rathaus führt, mit nachdrücklichem Gekreisch und Geknarr. Herein trat der Bürgermeister von Soest, ein Mann von ansehnlichem Ge-

wicht. Er setzte sich mit Bedeutung auf den schweren eichenen Stuhl und überlas noch einmal, was da mit kunstvollen Buchstaben geschrieben stand. Es dauerte eine Weile, dann war er am Ende angekommen. Er setzte seinen Namen darunter. Damit war die Angelegenheit erledigt.

Der Brief war aber an den Erzbischof, den Lehnsherrn, gerichtet, dem man von Rechts wegen zinspflichtig und untertan war. Und begann mit den bedeutungsschweren Worten, die wie ein aufsteigendes Gewitter grollten:

„Wisset, Erzbischof und Herr, daß wir den starken Junker Hans von Kleve lieber haben als Euch und sagen Euch die Gefolgschaft auf ..."

Folgte Datum und Unterschrift. Und eine blutige Soester Fehde nahm ihren Anfang.

So war Soest. Und so ist es bis heute geblieben.

Die Soester haben eckige, breitflächige Schädel. Was in diesem Schädel drinsteckt, das geht so leicht nicht wieder heraus. Er hält den Gedanken mit Zähigkeit fest.

Man muß einen Soester den Namen seiner Vaterstadt haben aussprechen hören. Der O-Laut ist die Hauptsache. Er ringt sich schwer hinten aus der Gurgel heraus und spaziert, mehr geschoben als freiwillig, über die Zunge, um dann schwer und gewichtig aus dem Munde zu purzeln, wie wenn ein Knödel aus dem Suppenlöffel auf den Teller fällt und da liegen bleibt. Soest! Man hört nur das dunkle, gurgelnde O und denkt an „Kloß".

Es waren einige Jahre vergangen, so zirka fünfhundert Jahre und die Soester hatten nicht viel davon gemerkt. Da faßte eines Tages in der großen Stadt Berlin, die mittlerweile, im Laufe

dieses kurzen Zeitraums, Reichshauptstadt geworden war, was die Soester nicht im mindesten aus der Fassung brachte, ein Mensch namens Bruno Krause, seines Zeichens Kunsthistoriker, den Entschluß, Soest aufzusuchen. Seine Lebensaufgabe war das Wälzen von alten Schmökern. Er war Westfale, hatte als solcher einen eigentümlich kleinen, harteckigen Schädel und sprach das Wort „Soest" in der vorgeschriebenen Weise aus.

Soest war das Ideal, die Sehnsucht. Es hatte ihm Gelegenheit gegeben, sich zum Doktor aufzuschwingen. Seine Doktorarbeit handelte von Soester Kunstdenkmälern. Also bewahrte er eine tiefe Dankbarkeit für diese Stadt, die ihm auch sonst ans Herz gewachsen war, in seinem Gemüt. Wenn er in den Straßen der großen Stadt herumlief, erschienen ihm die massigen Türme von Soest oft wie eine plötzlich auftauchende Vision. Wenn er am Biertisch saß und ein Glas nach dem andern ohne Besinnung hinuntertrank, dann geschah es des öfteren, daß er sein Glas fester packte. Dann dachte er an Soest und er murmelte in Ekstase diesen Namen vor sich hin, ballte die Faust, sah begeistert an die Decke und dann trübsinnig auf den Tisch und schüttelte den Kopf. Dann wußten seine Freunde, daß es etwas mit Soest sein mußte.

Krause spekulierte auf alte Miniaturen, die sich in den alten Büchern finden mußten, die der Magistrat von Soest verwahrte.

So spannen sich allmählich Fäden an, zwischen der Reichshauptstadt und dem alten Soest.

Eines Tages setzte sich Krause hin, schrieb an den Bürgermeister von Soest und begründete sein Ersuchen, die alten Bücher einsehen zu dürfen, lang und breit, fügte Titel und Stand hinzu.

Es dauerte aber nun schon geraume Zeit. Krause rannte

immer noch in den Straßen der großen Stadt umher und wartete auf Antwort. Aber den Bürgermeister von Soest rührte solch Ersuchen nicht. Er dachte wohl wie der Verkäufer, der eine Ware rar macht, wenn er sie dem Bieter nicht gleich überantwortet.

Nochmals setzte sich Krause hin und schrieb. Er wartete aber nun gar nicht den Bescheid ab, machte sich ohne Verzug auf den Weg, löste in dem großhalligen Bahnhof der großen Stadt ein Billett und landete schließlich nach langer Fahrt in der Stadt der Sehnsucht.

Krause ging durch die Straßen der alten Stadt. Eine Stadt voller Überraschungen. Versteinerte Kultur. Überall Zeugen einer alten Vergangenheit. Für den Kenner ein natürliches Museum. Gegenwärtiges Leben und Vergangenheit in einer unscheidbaren Mischung.

Man sieht byzantinische und gotische und romanische Kirchen. Man staunt über die Regsamkeit und den Reichtum des vergangenen Lebens, das nun tot ist. Mit stummen Augen blickt es den Vorübergehenden an. Still und friedlich liegt alles da und breitet sich aus, wie es geworden ist und wie es blieb. Aber dennoch gewahrt man überall noch den Trotz von ehedem, die selbständig abgeschlossene Existenz, die starre, fast jetzt noch drohende kriegerische Miene.

In diesen Straßen wandelte nun Krause und vergaß die große Stadt, die fern hinter ihm lag. Er ging wie in einem Märchen. Aber um ihn war Wirklichkeit.

Ein monotones Alltagsleben spielte sich in den Gassen ab. Und auch das erschien seltsam, rätselhaft. Zuweilen öffnete sich eine Tür. Ein Kopf sah heraus und ein Ruf wurde hörbar.

Ein Wagen hielt vor dem Tor einer Schänke. Dann schlurfte eine Alte fast gespenstisch über das Pflaster, trat in einen grauen Hausflur und verschwand, ohne sich umzusehen. So war das Leben, das sich hier abspielte. Monoton, tot, gemessen. Und alle Geräusche hatten etwas Seltsam-Eindringliches in dieser starren Stille.

Krause ging nach dem Rathaus. Er stieg die alten, steinernen Stufen hinan.

Der Bürgermeister war nicht überrascht. Er entschuldigte sich auch nicht.

Er nahm das Eintreffen des Kunsthistorikers Krause aus der großen Reichshauptstadt Berlin auf als ein untrügliches Faktum, das ihn nicht erschütterte. Er stützte den Kopf in die Hände, blickte kaum auf und sann. Dr. Krause war offenbar für ihn ein Soester Mitbürger und Nachbar, den er herzitiert hatte. Er rechnete ihm den weiten Weg von der großen Reichshauptstadt bis hier vor seinen Stuhl absolut nicht an. Aber in seinem harteckigen Westfalenschädel rumorte der Scharfsinn. Hätte er die Augen aufgeschlagen, so hätte man gesehen, wie die überlegende Schlauheit in seinen Blicken äugte. Und er überlegte, was zu tun sei und wie er sich als Vertreter der Bürgerschaft, der auf seinem Posten sein mußte und alle Rechte resolut verteidigte, sowie alle Vorteile wahrnahm, zu dem Ankömmling stellen mußte.

Endlich erhebt sich das schwere Haupt und zwei einfältig-kluge Augen blicken den Gast beharrlich an. Eine langsam funktionierende Schlauheit liegt in dem Blick auf der Lauer. Und während der Bürgermeister Krause fixiert, spricht er die inhaltsschweren Worte:

„Woher sind Sie?"

„So — aus Berlin," nickt er.

„Sie sind wohl der Herr, der an uns geschrieben hat ...

... Wegen eines Buches!

Was wollen Sie damit?" — fragte er plötzlich unvermittelt.

Der Bürgermeister saß nun in Positur. Wie eine Bulldogge, die einen Schatz hütet. In seinem Kopf rumorten die fürchterlichsten Dinge. Er hatte keine Ahnung, was dieser Delinquent wollte. Aber er hatte etwas vor. Und das genügte. Es galt auf der Hut zu sein.

Da regte sich das alte Mißtrauen aus den Raubritterzeiten wieder. Es steckte noch im Blut. Wer weiß — es konnte eine Überrumpelung, ein Überfall sein. Und dazu kam der Abgesandte noch aus Berlin. Berlin — eine dunkle Größe. Kaum wußte man, wo es lag. Weit, weit weg. Irgendwo, wo alles neu war.

Der Raubritter stand verblüfft da. Machte kaum einen kriegerischen Eindruck.

Aber es war am Ende einer von den Federfuchsern, den schlauen, den hinterlistigen, die die Herren gerne abschicken, wenn es gilt, Fallen zu legen.

Der Bürgermeister sah noch immer auf, verzog keine Miene und spannte seine Ohren unerbittlich.

Da kam es schüchtern über die Lippen des Delinquenten:

„Ich bin Beamter."

Auch das besagte dem Soester Bürger nichts. Beamter! Beamter einer fremden Stadt! Auf der Hut, Bürgermeister von Soest! Es gilt das Wohl deiner Stadt! Hüte das Buch!

„Was für ein Beamter sind Sie?" fragte die Dogge knurrend, jedes Wort grimmig betonend.

Und nun waren dem Delinquenten die Lippen gelöst. Er rasselte seinen Titel herunter, und erzählte von dem Zweck seines Kommens, zeigte das Beglaubigungsschreiben und sprudelte wie ein Wasserfall all das herunter. Daraufhin nahm er wieder eine etwas stolzere Haltung an.

Der Bürgermeister las. Und sagte eine ganze Weile nichts.

Von draußen drang kein Lärm herauf.

Krause sah sich um.

In den Gängen kein Schritt.

Die Luft war eigentümlich vergangenheitsgeschwängert. Alt und grau die Wände, mit deutlichen Spuren der Jahrhunderte. Suggestiv schritt diese Vergangenheit, fast als greifbare Gestalt auf Krause zu und bannte ihn mit Gewalt.

Krause schreckte auf. Der Bürgermeister hatte plötzlich mit der großen, alten Glocke geklingelt und setzte nun den unförmlichen Apparat, der dumpfe, tiefe Klänge von sich gab, wieder auf den Tisch.

In der Tür, hinter Krause, erschien ein Gendarm. Er trug einen großen Säbel, der ihm fürchterlich um die Beine plumperte. Der kolossale Säbelkorb baumelte immer vorn herum wie ein Luftballon, der an einer Strippe festgehalten wird.

„Führen Sie den Herrn da in das Beratungszimmer. Er will — das Buch sehen."

Offenbar hatte diese wichtige Angelegenheit schon lange vorher das Gespräch der Honoratioren von Soest gebildet. Sie hatten die Köpfe zusammengesteckt. Und so hatte wohl auch der Gendarm davon erfahren.

Der Gendarm winkte Krause und schwenkte mit dem Delinquenten ab. So trotteten sie hintereinander her durch die Gänge.

Es dauerte nicht lange, da öffnete sich eine weiße Tür mit schwarzen Beschlägen. Das Beratungszimmer.

In dem Riesenraum, hufeisenförmig aufgestellt, Tische und Bänke.

Auf einem der Tische lag das Buch und harrte.

Schüchtern und wie mit gebundenen Händen näherte sich der Delinquent dem Buche, dem Ziel seiner Sehnsucht. Auf seinen Zügen lag die Gebärde der Demut. Nun stand er davor. Nun hatte er die Hand daran gelegt.

Da klapperte hinter ihm der Säbel. Krause schrak zusammen, blickte um sich.

Doch da war nichts Schreckenerregendes. Der Gendarm hatte nur hinter ihm an der Wand Platz genommen und dabei klirrte das fürchterliche Gewaffen, das der harmlose Mensch an sich trug.

Nun saß er ruhig da, der Säbelkorb hing als ein unförmlicher Beutel nach vorn. Die Mütze hielt der Wächter in der Hand. Zuweilen sah er zu Boden und manchmal auch auf die Straße hinaus.

Da draußen schien die Sonne und spielte warmes Leben in den Raum, goldene Strahlen durch das Fenster schüttend.

Auch Dr. Krause sah flüchtig hinaus. Er erblickte die massigen, uralten, quadratischen Türme von Soest, die so drohend dastanden, voll trotziger Kraft. Ein Anblick wie ein abgeschlossenes Bild. Versteinerte Geschichte. Und wieder schien es Krause, als ginge Gegenwart und Vergangenheit ineinander über und die Zeit stand still.

Krause beugte sich über das Buch, zog seine Notizblätter heraus und schrieb und verglich und machte sich Auszüge und Anmerkungen.

Er dachte nach, hob den Kopf, sinnend glitt sein Auge von Ecke zu Ecke. Plötzlich blieb sein Auge auf einer runden Erhöhung haften. Diese befand sich eine ziemliche Strecke von ihm entfernt, am weitesten hinten am Tisch.

Es war der Kopf des zweiten Bürgermeisters von Soest, den Zufall oder Vorbedacht hier postierte. Er las oder schlief. Aber dieses stille Verhalten war nur Schein, denn kaum hatte Krause seinen Blick auf der Erhöhung ruhen lassen, so hob sich diese und es entpuppte sich ein veritabler Menschenschädel, der Kopf des Bürgermeisters von Soest.

„Ich störe doch nicht" — riskierte Krause die Anrede ...

Der Kopf schüttelte sich und sank wieder herab, Krause konnte weiter arbeiten. Ruhe, unendliche, zeitlose Ruhe umgab ihn, schwebte friedlich-leise durch den Raum und es war, als sänge die Stille ein einsames Lied für sich.

Als Krause in der Fülle der Bilder, die ihm die Seiten boten, vertieft war, erhob sich die ganze Gestalt, die zu dem Kopf gehörte, und leise schlich sich der zweite Bürgermeister heran. Er mußte wissen, was der da alles schrieb.

Er sah Krause über die Schulter. Krause sah auf. Beide blickten sich an.

Er tippte auf die Blätter.

„Was schreiben Sie denn da alles ab?"

„Ich schreibe nichts ab, das sind nur Notizen."

Pause.

Krause nahm an, der Frager würde sich entfernen und arbeitete weiter.

Er hatte sich getäuscht. Schweigend verharrte der Bürgermeister hinter ihm wie ein Fels.

Wieder tippte er, diesmal auf das Buch:

„Deswegen sind Sie hergekommen?"

Krause bejahte.

„Das ist wohl ein kostbares Buch?"

Krause bestätigte.

„Alt?"

Krause bejahte auch dies.

„Sehr alt?"

„Sehr alt!"

„Wie alt wohl?"

„Es ist aus dem vierzehnten Jahrhundert."

„Na, wie alt ist es denn wohl?"

Krause stutzte, begriff erst nicht recht, dann dämmerte es, er lächelte in sich hinein:

„Nun, so zirka sechshundert Jahre."

„Sechshundert Jahre" — wiederholte der Bürgermeister. „So was haben Sie wohl nicht? Das ist wohl sehr selten?"

Krause mußte leider bestätigen, daß er sich nicht im Besitz solchen Buches befände.

„Und darum sind Sie hergekommen, so so!"

Der Bürgermeister sah noch eine Weile zu.

Dann ging er wieder auf seinen Platz zurück.

Die Tür wird des öfteren geöffnet.

Es kommen allerlei Botschaften von erheblicher Wichtigkeit, die von dem Wohl und Wehe der Soester Bürger handeln.

Der große Markt sollte nächstens abgehalten werden. Die Anmeldungen kamen und schon brach der Zank um die Stände aus.

In der Mistelgasse hatte der Schuhmacher Kartl seine Mistjauche auf die Straße laufen lassen.

Die Witwe Knoller zeigte an, daß sie fette Hühner zu verkaufen habe.

Plötzlich kam eine Meldung, die wie ein Fanfarenstoß wirkte: „Die Badeanstalt ist eröffnet!"

Da blickte der Bürgermeister wild auf. Seine Augen weiteten sich, er schlug mit der Faust auf den Tisch und erhob sich in ganzer Größe, wie weiland die Helden der Soester Fehde. Seine Donnerstimme tönte dröhnend durch den Raum:

„Was? Befiehlt hier in Soest der Bademeister oder ich?"

Mit festen Schritten trat er auf und verließ den Saal.

An der Tür aber drehte er sich noch einmal um und nickte Krause zu:

„Ich wollte Ihnen noch etwas sagen. Sorgen Sie man dafür, daß recht viele Fremde nach Soest kommen!"

Dann schloß sich die Tür.

Der Gendarm mit dem Säbelkorb saß immer noch an der Wand.

Die Sonne schien ans Fenster.

Übers Pflaster unten klapperten Holzschuhe.

Kinderstimmen tönten herauf.

Eine Klingel ertönte. Der Gemeindebote rief aus, daß die Witwe Knoller fette Hühner zu verkaufen habe.

Und die massigen, kompakten Türme von Soest blickten ernst zum Fenster herein. Sie standen wie für die Ewigkeit gebaut und hoben sich dräuend und schwer vom Himmel ab. Die Vergangenheit schien wieder drohend nahe zu rücken und erdrückte die Gegenwart.

Und noch jetzt könnte der Bürgermeister von Soest wie vor sechshundert Jahren einen Brief abschicken des Inhalts:

„Wisset, Erzbischof von Köln, daß wir den starken Junker von Kleve lieber haben als Euch."

Und dann würde derselbe Tumult beginnen, Hartschädel stieße sich an Hartschädel und das Blut flösse in Strömen.

So ist Soest. So war es. Und so ist es geblieben.

## Bilderdiebstähle

Nichts spricht so sehr für den hohen Stand unserer Kultur, wie die Tatsache, daß die rührige Zunft der Diebe ihre Tätigkeit auf den Erwerb von Bildern auszudehnen beginnt. Wenn man bedenkt, daß früher nur der materielle Gesichtspunkt maßgebend war, daß silberne Löffel, Wurst und Schinken, Brillanten und Pelze oder wohl gar nur das ganz simple, reale Geld gestohlen wurden, so kann man jetzt, wo die Galerien in das Feld der Tätigkeit miteinbezogen werden, nicht umhin, von einer Erhöhung des geistig-künstlerischen Niveaus zu sprechen und jene Differenzierung zu registrieren, die der gemeinsame Stempel unserer fortschreitenden Kultur ist.

Es setzt allerdings schon einen nicht geringen Grad von Bildung voraus, wenn man für geistige Güter die Freiheit der Existenz aufs Spiel setzt und für ganz imaginäre Werte, deren Einlösung großen Schwierigkeiten begegnet, sich opfert. Es gehört auch ein nicht geringes Maß von Bildung dazu, über den jeweiligen Stand der Forschung und die damit zusammenhängenden Kurswerte unterrichtet zu sein und danach seinen Feldzugsplan zu entwerfen. Die Beziehungen mit den Händlern wollen gepflegt

sein, und so ergibt sich ein reger Austausch von Beziehungen, deren vielfach verwickeltes Netz den unternehmenden Geist zu lebhaftem Denken, schnellem Handeln und zu einer beinahe imponierenden Elastizität und Beweglichkeit anhält. Man wird die Vermutung nicht von der Hand weisen können, daß durch solche Entwicklung der Dinge das Verständnis für die Kunst in Kreise dringt, die bis dahin ihr gänzlich fernstanden, und von diesem Gesichtspunkt aus ist diese Tatsache mit Freuden zu begrüßen. Muß man doch auch annehmen, daß diejenigen, die sich diesem Beruf zuwenden, nicht umhin können, ein regelrechtes Kolleg, bei Wölfflin etwa oder einem anderen angesehenen Kunstgeschichtsprofessor zu belegen, wenn anders sie ihren Beruf ernst nehmen. Oder sie müssen die dickleibigen Kunstgeschichten und manche umfangreichen Fachwerke wälzen. Zu gleicher Zeit müssen sie über die praktischen Kniffe ihres Handwerks unterrichtet sein und es nicht verschmähen, mit den ganz realen Mächten des Lebens in Widerstreit zu treten, während andererseits die internationalen Beziehungen der Händler ihnen gegenwärtig sein müssen. Kurz, sie müssen Wissenschaftler, Praktiker und Kaufmann in einer Person sein.

Dabei unterstützt keine staatliche Behörde, kein Fortbildungsinstitut ihre Ausbildung. Auf eigene Faust müssen sie sich ausbilden und ihren Beruf auf ihr eigenes Risiko ergreifen. Keine Preise, keine Auszeichnungen harren ihrer, und dennoch sollte man billig zugeben, daß es eine Art Meisterstück ist, die Mona Lisa aus einem öffentlichen Museum zu entfernen.

Wo mag die Mona Lisa sein? Wann wird sie zum Vorschein kommen? Wird sie überhaupt jemals wieder auftauchen? Ich finde, daß man sich diesen Fragen zu wenig widmet; sie sind

von psychologischem Interesse. Vielleicht ist es ein bizarrer Liebhaber, der diesen Streifzug gewagt hat. Das berühmte Lächeln der Mona Lisa, über das sich die Kunsthistoriker die Finger wund geschrieben haben, hat ihn bezaubert, verrückt gemacht, verführt und nun sitzt er in seinem Keller oder in irgend einem geheimen Verlies seiner Behausung und hat dieses Lächeln ganz für sich allein, und schließlich kommt vielleicht einmal die Entdeckung, daß dieser Liebhaber wirklich darüber verrückt geworden ist; tot liegt er vor dem Meisterwerk Lionardos, das rätselhaft herablächelt auf den Unglücklichen, auf das mystische Opfer.

Auch die Entwendung des Fra Angelico läßt schon auf eine gewisse, selbstsichere Routine und gelehrt-fachwissenschaftliche Ausbildung schließen. Diese Früh-Italiener haben selbst unter gebildeten Museumsbesuchern nur die Elite wahrhaft zu interessieren gewußt; viele Galerien haben es gar nicht für nötig gehalten, ihren Bestand in dieser Richtung zu ergänzen, und es ist noch gar nicht lange her, daß die Forschung sich diesem Spezialgebiet intensiv zuwandte. Und nun sind diese stillen, feierlichen Bilder mit einem Male hineingerissen in die wilden Strudel des Gegenwartslebens! Was würden die weltabgewandten Mönche gesagt haben, hätten sie gewußt, daß ihre Werke, die sie in beschaulicher Klause malten, noch einmal im zwanzigsten Jahrhundert einen Zankapfel abgeben würden und in dunkler Nacht an einem Seil durchs Fenster herabgelassen würden. Vielleicht würden sie milde und ironisch lächeln und denken, daß man zu ihrer Zeit ums Morgengrauen zu anderen Zwecken sich an einem Seil aus einem Fenster herunterließ.

Bieder und deutsch aber fing es der gute, ehrliche Forstgehilfe mit dem echt bajuvarischen Namen Moosracher an. Er ging hin in

das kleine Schlößchen Lustheim, das so idyllisch im Schleißheimer Park liegt, und nahm, was ihm unter die Hände kam, einige wertlose Bilderchen und versteckte sie wie die Früchte des Feldes im Walde, ein wahrhaft primitives Verfahren, über das jeder Kollege vom Fach erröten muß, der immer darauf halten wird, das Prestige seines Metiers zu wahren, der es als undelikat empfindet, wenn plumpe Hände in sein Fach eingreifen und es diskreditieren. Dieser Fall — man vergleiche damit den pikanten, französischen Diebstahl und die auf gelehrtem Fachwissen und alter Kultur beruhende Entwendung — zeigt so recht die Notwendigkeit einer fachlichen Organisation, eines Zusammenschlusses, wie das in unserem Jahrhundert allenthalben üblich ist, um sich gegen das Eindringen unlauterer oder nicht genügend ausgebildeter Elemente zu wahren.

Allerdings ist das Eine zu bedauern, daß die alten, bewährten Diener, die ein so behagliches, still umfriedetes Dasein in den geheiligten Räumen führten, so unliebsam aufgestört werden. Sie saßen, fast betend, die Hände über dem Bauch gefaltet, auf Stühlen in den Ecken, einem buddhistischen Götzenbild in der Starrheit absoluter Ruhe nicht unähnlich. Träumerisch lehnten sie an Balustraden und besahen sich die Nägel; zuweilen putzten sie sie auch. Erstaunt blickten sie auf, wenn ein Besucher durch die Räume schritt. Dann setzten sie sich wohl einmal in Bewegung und schritten, die Hände auf dem Rücken, wie ein Premierminister, der ein wichtiges Portefeuille innehat, durch die Zimmer, mit bedenklichen Falten auf der Stirn, ernst zu Boden blickend, und ihre langen, kaftanähnlichen Röcke schleppten am Boden. So schlürften sie, weise Hüter, Hohepriestern gleich, mit Silberknöpfen am Rock durch den Raum. Richtete aber ein

Besucher eine Frage an sie, so fuhren sie wie aus langem Schlaf empor und fingen verwirrt an zu suchen; sie liefen zusammen und steckten die Köpfe zusammen und es begann ein Fragen und Tuscheln, bis sich einer aus der Gruppe loslöste und eine Auskunft in offiziell ganz einwandfreier Form gab, die sich meist nach einer ganz anderen Richtung bewegte. Dann träumte wieder der Friede in den Räumen. Und nur, wenn der Herr Direktor durch die Säle schweift, wird alles munter, die ältesten Diener greifen an die Hosennaht, und ein joviales Lächeln schwebt auf allen Gesichtern ... Denn Ihn kennen sie, seine Gewohnheiten; ihnen macht er nichts vor.

Und derweilen schleicht das moderne Leben in diese stillen Räume; es achtet nicht der Tradition. Es greift an die Wände, schraubt los, steckt ein und Riesenbilder trägt es unsichtbar hinaus. Mit einem Male wird aus dem abseits liegenden Versteck ein Verkehrs- und Handelsinstitut, und neues Leben zieht in die alten Mauern ein. Nun ist es aus mit Idylle und sanfter, hindämmernder Träumerei. Das Leben fordert auch hier seine Rechte.

Freilich — wie sollte es auch anders sein? Wo die Bildung so fortschreitet, wo die Kultur sich ausbreitet und die Kunst in Schichten dringt, die bisher nichts von ihr ahnten. Wo allenthalben, in Ost und West, in Nord und Süd und den kleineren Windrichtungen Vorträge verzapft werden: „Rom in der Renaissance", „Florenz und seine Kunst" und so fort, mit Lichtbildern und ohne sie, wo jeder Verein seinen Dauerredner hat, der über Kunst und Kultur redet und es so keinen halbwegs ungebildeten Menschen mehr gibt. Da ist es kein Wunder, wenn schließlich auch die Diebe davon Nutzen ziehen und die „Kunst im Leben des Einbrechers" einsetzt.

# Moloch

Dramatisches Gedicht in einem Akt

## Personen:

**Kurt**, Schriftsteller.
**Ernst**, Mediziner.
**Georg**, Ingenieur.
**Zeit**: Gegenwart. **Ort**: Berlin.

---

Szene: Kurts Stube. Ausblick über die große Stadt.
Kurt (allein).

**Kurt**: Wie still es bei mir ist! Kaum dringt der Lärm der großen Stadt zu mir herauf; nur ein undeutliches Summen höre ich, ab und zu klingelt es und ich höre das Sausen der elektrischen Wagen.

(Öffnet das Fenster.)

Wie oft habe ich das nun schon gesehen, diese Straßen, den Platz, die Häuser und die Brücke; und immer wieder entzückt mich eine neue Schönheit. Des Morgens, wenn noch die grauen Schleier der Nacht die Dinge einzuhüllen scheinen. Allmählich hebt sich das Licht. Es erwacht das Leben. Und neugeboren strebt die Stadt aus dem Dunkel heraus. Frische und Kraft überall. Ein erstes Erwachen.

Das Licht breitet sich aus, senkt sich in alle Tiefen und vertreibt alle Schatten —
Golden steigt die Sonne auf, als wollte sie sagen: Auch hier ist Schönheit.
Die aber sehen nur die, die morgens in aller Frühe
Zur Arbeit gehen, wenn alles noch still ist und der Schlaf noch in der Stadt weilt . . .
Dann ist alles Licht noch seltsam und scheint zu zögern

Dieses Zwielicht zwischen Nacht und Tag ... über grauem Dunst ein rötliches
Schimmern; nur langsam rückt es vor, ganz allmählich.
Aber ist es eingedrungen, so erwacht das Leben.
Alle Geräusche tönen voller, lauter ...
Heilig ist der Morgen ...
Und dann erwachen die Gewühle. Und die ganze Straße
So lang und breit sie ist, sprüht Leben!
Die Häuser reihen sich perspektivisch auf.
Grau, weiß, gelb, rot — und werden immer kleiner.
Zwischen diesen hohen Ufern, tief drunten
Wie in einem Flußlauf, der versandet ist,
Das schwarze Gewirr der Wagen und Menschen.
Ein flirrendes Hin und Her, eine zuckende Bewegung.
Wie Flocken wimmeln, die der Wind verstreut.
Jeder Platz auf dem Asphalt ist besetzt und doch wechselt alles fortwährend,
Verschiebt sich, drängt sich, bleibt im ganzen gleich.
Unten, am Ausgang des Bahnhofs steht Omnibus an Omnibus,
Die Pferde sind naß vom Laufen, sie werden getränkt.
Hoch droben der Kutscher. Noch einen Schluck schlürfen die Tiere,
Dann wirft er ihnen die Decke über und sie stehen mit gesenkten Köpfen.
Ganz dicht am Bahnhof kann ich die Gesichter noch erkennen.
Dann ist nur die Bewegung zu sehen. Der Gang. Die Gestalt
Danach wird es ein buntes Spiel, burlesk, kaleidoskopartig wechselnd.
Schließlich verschwimmt alles zu einem unscheinbaren Ganzen,

Jede Einzelheit geht unter, der Zusammenhang schließt eine Einheit.
Eine unendliche Fülle wimmelnder, schwarzer Pünktchen
Wie Infusorien, die im Wasser durcheinanderschießen.

(Pause.)

Und wenn es dann regnet . . .
Die Bilder versinken. Und alles tritt zurück.
Zarter Dunst überall. Alle Farben tauchen unter.
Der Regen umhüllt wie ein matter Schleier die Häuser,
Leise verschwimmen die Konturen. Alles Harte wird weich.
Wird weich und lockert sich und geht zaghaft ineinander über.
Grau ist der Himmel.
Grau ist die Stadt.
Grau alle Dinge.
Dunstige Wasserschleier hüllen die Bilder ein,
Die stehen bleiben, wie eine sanfte Erscheinung.

Die Stadt scheint in sich zu versinken,
Und der Regen singt ein leises monotones Lied dazu.
Ein Schlummerlied . . . das niemand hört . . .

(Pause.)

Wenn dann der Abend kommt,
Erheben sich die grauen Schatten wieder von ihrem Lager,
Steigen herauf ans Licht und ihre Schleier umhüllen alle Dinge.
Die Unruhe scheint einzuschlafen.
Die Schatten zögern. Ein Stillstehn überall. Die Geräusche
werden matter.
Da strahlen die Lichter!
Die Straßenzüge glitzern in ihrem Schmuck.
Die elektrischen Lampen hängen aufgereiht wie eine Perlenschnur.

Und unten spiegelt sich das Funkeln wieder.
Hell strahlen die Läden. Die Menschen
Gehen unter in diesem Lichtermeer
Als dunkles Gewimmel, das unruhig schwankt und zuckt.
Dann ziehen die Züge der Bahnen über der Stadt leuchtend dahin.
Das Licht im Innern der Wagen funkelt wie Gold.
Wie ein langer leuchtender Wurm schlängelt sich der Zug durch die Luft.
Und die Dunkelheit steht hinter allen Dingen und schenkt ihnen Schönheit und Licht.
Es funkelt der Asphalt, die Lichter schimmern,
Auf glatter Fläche hin und wieder
Und spiegeln sich wie Glanz auf Seide.
Das alles scheint nur ein phantastisch Spiel,
In bunten Farben wechselnd aufgebaut.
Kaum kann ich es genau erkennen.
Das Farbenspiel lebt um so schöner auf.
Im weiten Raum ein allgemeines Rauschen,
Die Pferde trotten und die Glocken klingen.
Die Menschen eilen hin und wieder.
Ein Bild voll Leben, zuckend voller Farben,
Immerfort wechselnd in dem Spiel der Linien,
Durch Abenddunkel schattenhaft vertieft —
Phantastisch Spiel des täglich gleichen Lebens.
In bunten Farben wechselnd aufgebaut.
Das alles hat für mich den Reiz der fernen Dinge,
Die im Verhüllen sich uns geben,
Die offenbaren mir das Leben,
Das ich nicht kenne.

(Sieht hinaus.)

Wie sieht das alles jetzt nun stiller aus.
Die Dämmerung kommt, die allen Dingen schenkt,
Die alles einhüllt in die stille Schönheit,
Die sachte naht und sich nicht aufdrängt.
Die Häuser dort werden grau und matt,
In großen Massen stehen die Kolosse;
Es ist ein Fluten, ein Versinken und ein Träumen . . .
Wie fern und still werfen die matten
Lichtscheine von der Straße ihre Schatten,
Sie schwanken lautlos an der Decke . . .

(Es klopft. Ernst tritt ein.)

Kurt: Ich sitze hier im Dunklen noch und träume,
Wie das die Art der Kranken ist, die sich
Einspinnen in die Welt, die sie umschließt
Und gerne denken, daß das Glück, das sich verschließt,
So schön ist . . .
Doch komm,
Setz dich her, gleich wird es hell sein.

Ernst: Laß doch, ich komme aus dem Wirrwarr
Der Straßen, die in Licht ertrinken
Und suche gern das Dunkel, das du liebst.
Was meinst du? Draußen sei das Leben?
Ein Zerrbild reckt sich dir entgegen,
Das dich verwirrt und narrt, das dich nur blendet,
Indem es vortäuscht, was es niemals ist.
Erst grad' hier unten sah ich solch ein Schauspiel.
Da hockt in ihrem Kinderstühlchen
Ein Weib, verhungert, krank und alt
Abends wird sie hierher gefahren,

Nach Mitternacht wieder abgeholt
— Sie bietet Blumen feil.

Ein langer Zug von Pilgernden daran vorbei.
Gesichter! Alle nacheinander!
Mit gelben, grünen Schatten in den Zügen
Grotesk, gespenstisch, wie ein Narrenspiel.
Unwirklich, alles Leben fehlt,
So stier der Blick, so angespannt die Muskeln,
So schlaff und müde der Nerv.
Puppenhaft tanzen sie dahin
Schwarze Gestalten, Leichenbittern gleich
Und nur das Antlitz hell und grell beleuchtet
Mit Zügen, denen jedes Eigenleben fehlt,
Grotesk und seltsam wie . . . ja wie das Negativ
Einer photographischen Platte etwa . . .
Stier, steinern, bohrend,
Mit dunklen Schatten, hohl und geisterhaft.

Das alles schwebt vorbei, taucht unter und verschwindet.
Doch unaufhörlich folgt ein neuer Zug
Im Strudel über die Brücke sich ergießend.
Die Füße eilen. Rings ein Lärmen
Immer sich gleich und riesengroß.
Dazwischen klagend
Die Stimme der Frau,
Verhungert, krank und alt,
Sie hockt in ihrem Kinderstühlchen
Stundenlang.

Und sieht das alles so vorüberrennen
Jede Nacht — seit Jahren schon.
Sie selbst liegt still, schwach, krank
Und schickt die Stimme immer wieder in das Lärmen,
Mit dem sie sich vermischt und untergeht,
Verschlungen von dem Strudel, ohne Erbarmen
Erwürgt. Die Mächte triumphieren.
Vergebens klopft das Mitleid. Bittet sanft.
Hohnvoll und hart wird es zurückgewiesen.
Nicht einmal das. Es wird gar nicht gehört.
Ein Herr bleibt stehen. Wie? Erbarmt er sich?
Packte ihn die Stimme, als er trüb vorüberschlich?
Hört noch sein Ohr auf diesen Klang,
Der anderen nicht mehr in ihr Inneres drang?
Er, er braucht die Blumen
Nicht weit von ihm steht schon geschmückt
Die Dirne.
In lächerlichem Putz, banal und schmutzig.
Ein Götzenbild für dumme Tiere.
Wo ist der Friede? Wo ist Glück?
Glück? Nicht hier — da draußen muß es wohnen.
Irgendwo — nicht hier. Das ist alles
Heimatloses Gesindel, das im Sumpf sich wohlfühlt.
Kurt: Schilt nicht. Gerade du hast kein
Recht dazu. Du bist doch hier
Geboren, hast hier gelebt. Wonach
Sehnst du dich? Heimat?!
Ist Heimat nur Dorf und Land?
Nur die kleinen Städte?

Auch über dem Meer der Mietskasernen
Wölbt sich der Nachthimmel mit all den Sternen.
Tausende funkeln auch hier und die Milchstraße
Spannt ihren Bogen.
Ein Meer von Häusern duckt sich darunter
Wie Schafe, die in der Hürde zittern
Und Lichter leuchten aus den Stuben
Der guten kleinen Menschen,
Überall sind sie am Werk. Ein rastlos Gewimmel.
Wie Bienenfleiß. Wie Ameisenrennen
Unter dem unendlichen ruhigen Himmel.

Gibt es nur ein Zurück?
— Zu Dorf und Land?
Gibt es nur eine Flucht?
— Zu den kleinen Städten?
Es gibt größere Zusammenhänge!
Es gibt größere Organismen!
Weit wie der Himmel!
Und stark wie die Welt!
Die kennen diese Stadt nicht,
Die der Zufall hierher führt
Wie der achtlose Wind ein Blatt verweht.

Lassen sich treiben in dem Strom der Dinge
Bis zu dem Zentrum, das sie anzieht.
Meilenweit verschlingt dieser Magnetberg
Im Umkreis die Eisenstücke.
Meilenweit streckt dieses gewaltige Tier

Seine Arme.
Sie nippen von dir und kosten
Und prüfen
Und nehmen von dir, was ihnen paßt —
Ihnen gleich!
Ihren Geist.
Ihren Sinn.
Ihre Seele.
Den Geist des einzelnen!
Den Sinn des einzelnen!
Die Seele des einzelnen!
Sie kennen dich nicht.
Deren Jugend hier aufwuchs, Ernst,
Zwischen all den Häusern,
Die den Himmel suchen mußten,
Sehnten sie sich nach der Bläue,
Die kennen dich, Heimat!

Die in den Straßen irrend Erinnerung
Überfällt — hier — und da — und dort wieder —
Die kennen dich.
Denen du die Wunden schlugst
Tief in ihre Seele —
Die erkennen dich: Werkmeister ihrer Seele.

Und tausend und mehr als tausend Herzen
Nennen dich
Auch dich
Mit bebender Lippe:

Heimat.
Und auch du wirst das erkennen.

Ernst: Das klingt sehr schön. Ich fühle nichts davon. Worte sind es, die den Sinn, das Eigentliche verdecken. Sie klingen sehr schön, wahrhaftig. Vielmehr, sie verdecken den Unsinn. Denn wo ist der Zweck, das Ziel dieses Treibens, das sich brüstet, etwas zu sein, etwas Großes, wo es nur Wirrwar ist.

Kurt: Die Großstadt zehrt an euch. Ihr seid Opfer eures eigenen Willens. Etwas Unerklärliches treibt euch. Ihr seid die Opfer einer kommenden Zeit, die eure Zweifel und Sehnsucht nicht mehr kennen wird. Mir ist oft, als müßte ich euch, ich lahmer Krüppel, zurufen: Habt Mut, weiter! Mich freilich läßt das ganze Getriebe in Ruh; mich packt nicht der Wirbel, der euch umherschleudert, daß ihr die Besinnung verliert und euch blindlings zurücksehnt nach etwas, das nie gewesen oder das, wenn es sich ereignen würde, euch nicht befriedigte.

Ernst: Du hast gut reden. Du sitzt hier in deiner stillen Stube, wo es so abgeschlossen und ruhig ist; alles Kleine, Störende ist von dir fern gehalten. Du hast deine Bücher. Die Geister der Großen gehen hier um und flüstern dir ihre Gedanken zu. (Nach einer Pause. Leise.) Dein Gebrechen ist vielleicht das schönste Geschenk, das dir werden konnte.

Kurt (ernst): Neidest du mir, was mir die ganze Hoffnung meines Lebens zerschlug? Wie muß euch das Leben peinigen, daß sich alles in euch so verkehrt. Erst langsam baute ich mir alles aus den Trümmern auf, und ich denke, du kannst begreifen . . .

Ernst: Ich weiß, daß dein Leben deine Tat ist. Sei mir nicht böse. Warum komme ich denn hier immer zu dir? Weil hier

die Stille ist und das Besinnen und weil du mehr weißt als die andern, die nur das Nahe sehen und vom Augenblick sich fortreißen lassen. Wirklich, das Leben konnte keinen besseren Beweis liefern, daß . . . (stockt)

Kurt: daß das Kranke doch nicht so ganz todeswürdig ist, daß das Kranke noch Lebenswert haben kann, sprich es nur aus. Meinst du, ich sehe nicht in euren Augen das Mitleid, das mich kränkt, kränken muß, weil es mir meine Ohnmacht immer wieder nahelegt? Ihr Lauten, ihr Lebenstollen, ihr seid oft grausam, ohne daß ihr es wißt . . . (Leise.) Aber ich zürne euch nicht darum. (Langsam.) Es gehört vielleicht zu euch, wie zu mir die Stille und das Verstehen.

Ernst: Ich wollte dir nicht wehe tun. Vielleicht wollte ich dir nur sagen, daß du uns etwas bist. Du weißt immer, wo du hinsteuerst, und das zieht uns zu dir. Wir wissen es nicht. Vielleicht sind wir die Leidenden und du bist der Gesunde, der Starke. Alles verkehrt sich eben. Wir wissen nicht, woher und wohin. Und im höchsten Lebenstaumel packt uns die verzweifelte Vorstellung, daß es kein Vorwärts mehr gibt, daß wir zurück müssen, daß wir den Weg verloren haben und nun hin und her tasten. Das sichere Kraftgefühl haben wir verloren. (Mit Betonung.) Weißt du, was das bedeutet? Wir betäuben uns nur; aber der Wissende spürt, daß wir uns nur im Kreise drehen, daß wir uns belügen und anderen einen albernen Tanz vorführen.

Kurt (leise, aber bestimmt, wie für sich, murmelnd): Es gibt ein Vorwärts.

Ernst: Das sagst du, aber wir, die wir täglich fühlen, wie das Leben uns nur Wunden schlägt, wie es stündlich nur von

uns nimmt, sich an uns sättigt, um uns dann wegzuwerfen, uns kannst du es wohl nicht verdenken, wenn wir diesen Moloch hassen, verachten. Du hast gut reden, sitzt hier im sichern Port. Dich packt das Leben nicht an, du überschaust es.

Kurt: Darum kann ich vielleicht gerechter darüber urteilen. Doch ich will nicht streiten. Unsere Rollen scheinen mir zu ungleich verteilt. Ich will dich nur auf einiges aufmerksam machen, was ich sehe, und was ich, wie mir scheint, größer sehe als du. Jawohl, alles hat seinen Sinn und seine Größe. Selbst der Lagerplatz da drüben am Wasser gibt mir Schönheit. Jetzt liegt er dunkel. (Deutet hinaus.)

Aber morgens funkelt die Sonne über den Fluten
Und bestrahlt die hohen Gebäude am Ufer.
Ganz hinten, im Morgendunst kaum noch zu erkennen, eine Brücke.
In breitem Schwung schwebt sie über dem Wasser.
Aufgeschichtet am Ufer die regelmäßigen Lager der abgeladenen Steine.
Die breiten, schweren Kähne liegen am Ufer,
Einer neben dem andern, bunt und wuchtig.
Die Morgensonne streut rosigen Glanz über all die Dinge.
Ein altes, graues Lagergebäude ragt trotzig auf wie ein Gefängnis,
Mit hundert kleinen Fenstern, die grimmig blicken.
Davor Holz und Kohlen zu riesigen Massen geschichtet.
Einladend eine Dampfer-Haltestelle, weiß, zierlich gebaut,
Sie hat sich noch fröhlich hineingedrängt in die barsche Enge.
Flink bewegen sich die kleinen Dampfer hin und her,
Legen an, halten und verschwinden,
Eilen hinaus, der duftigen Morgenstille, der Freiheit zu.

Lustig umplätschert sie das Wasser und sie legen sich stolz auf die Fläche.

Hohe Mietshäuser jenseits des Wassers. Helle Gruppen, eine ganze Flucht
Mit neuen, breiten, roten Ziegeldächern. Balkons mit Blumen.
Das sonnige Licht fällt funkelnd auf die Glasfenster, die erglühen.
Und auch auf dem Wasser funkelt lebendige Schönheit.
Ganz hinten eine alte Straße. Alte Häuser
Grell weiß. Und schwärzlich. Lichtschein.
Kleine Fenster, aus denen Blattwerk sich hinausrankt.
Ernst: Ja, aber sieh die Fabrik drunten. Das tötende Einerlei.
Immer wieder dasselbe.
Wenn es noch dunkel ist — sahst du die schwarzen Scharen,
Des Morgens kommen sie, wenn es noch dunkel ist.
Sie nahen Tag für Tag in langen Zügen.
Unermeßlich wie eine Schlange,
Die in ihre Höhle kriecht.
An grauer Mauer ziehen sie entlang — zum Eingang.
Das Tor verschluckt sie alle, alle. Dann ist es still.
Und dann geht deine Sonne auf.
Kurt: Ja, die Sonne geht auf. —
In den Werkstätten arbeiten die Maschinen.
Der Mittag glüht —
In den Werkstätten arbeiten die Maschinen.
Nachmittag kommt, so sacht —
In den Werkstätten arbeiten die Maschinen.

Und immer stehn die Arbeiter auf ihrem Posten,
Achten auf alles und lenken den tobenden Organismus.
Und selbst, wenn die Nacht kommt — es arbeiten die Maschinen.
Ernst: Das Licht entschwindet —
Da erst öffnet sich das Tor,
Heraus kriecht die schwarz sich ringelnde Schlange
Heraus wälzen sich unablässig dunkle Scharen;
Wie ein Strom fließt die Menschenflut hinaus.
An grauer Mauer ziehen sie entlang — nach Hause.
Und was wartet ihrer zu Hause?
Dann wird es ruhig hier,
Ganz still und beinah finster.
Die hohen Essen senden noch ein wenig Rauch,
Der langsam aufschwebt, zart und flüchtig.
Der Himmel glüht, tiefviolett — in dunklen Massen
Steht das Gemäuer vor dem Licht.
Machtlauernd ragen die Fabriken.
Ruhen wie kolossale Blöcke.
Der Himmel glüht tiefviolett.
Kurt: Ja, ist das nicht Größe?
Mir genügen schon die Neubauten drüben in der Vorstadt,
Wo sie sich wie Vorposten hinausschieben.
Halbfertig steigt Gemäuer in die Luft.
Ruinen. Und die Sonne liegt voll Pracht
Auf gelben Steinen. Und der Himmel blaut.
Tagsüber schallt hier Lärm und lustiges Lachen,
Steinträger klettern mit der schweren Last
Die Leitern aufwärts. Polternd werfen sie die Steine. —
Und einen Augenblick stehn die Gestalten

Frei in der Luft. Blendend helle Körper —
Hochaufgerichtet, groß, umspielt von Licht.

Und Frauen kommen dann mit Körben
Sie packen aus. Im Freien wird gegessen,
Die Steine geben Ruheplatz und Schatten.
In müder Ruhe lehnen sie am Zaun und hocken,
Mann und Frau. Im kühlen Dunst der Steine.
Ein wenig Ruhe. Beide sammeln Kraft.
Vielleicht kam auch das Kind noch mit.
Es spielt mit Sand und Steinen, fröhlicher Launen voll.
Und mürrisch — trübe blickt der Vater.
Doch manchmal hellt sich auch der Blick verstohlen,
Das Ohr horcht hin auf Lachen und Plaudern.
Er ruft das Kind, schnell kommt es gesprungen.
Vorsichtig streichelt er die Kleine,
Ein täppischer Bär, der ein Püppchen kraut.
Sacht, ungeschickt, doch nicht mit bösem Willen.
Derweilen räumt die Mutter schon zusammen.
Erzählt noch dies und jenes, was zu Haus passiert,
Was sie zu tun gedenkt in dieser Angelegenheit . . .
Dann steht der Mann und geht zur Arbeit,
Bei Wind und Wetter sein Vertrauter, Tag für Tag.
— Und still entfernt die Frau sich mit dem Kind.

Hoch droben stehn die Maurer, legen Stein an Stein,
Langwierig und eintönig. Eine tote Arbeit.
Die Mauern wachsen hoch aus grauem Sande.
Erst gräbt die Arbeit sich tief in die Fundamente.

Dann steigt das Werk und wächst hoch an
Zum Himmel strebend, wie ein starker Baum.
Vollendet ist das Haus, es dient als Wohnstatt.
So ziehn die Scharen hin, die es erbauten.
Im grauen Sande — anderswo — beginnen sie das Werk.
Ernst: Und in der Nacht stehn die Bauten
Gleich Burgruinen. Halbvollendet. Leer.
Aus hohlen Augen blicken die Stockwerke.
Die Fenster gähnen in die Luft. Die Läden drunten
Sperren gespenstisch ihre leeren Rachen.
Und nichts belebt die tiefe Stille der Verlassenheit.
Wie Riesenvögel sind sie, die zur kurzen Rast
Sich niederließen, mit zerrupften Flügeln kauern.
Und auch die fertigen Kästen, unbewohnt
Sehen gar nicht freudig aus
Sie stehen erwartungsvoll und lauern
Und schauen mit glasig leeren Blicken in die Nacht.
Hoch droben hängt der Mond. Trostlose Öde!
Kurt: Du siehst da nur Trostlosigkeit. Mir aber sagt das
Alles etwas. Auch der Bahndamm da drüben.
Da kann ich oft lange schauen. Ich spüre die Kraft.
Die Geleise laufen blinkend,
Laufen in die Ferne voller Musik.
Neben ihnen leuchten die Lichte, die Signale,
Gelb, rot, grün, von unsichtbarer Hand gelenkt.
Hoch drüber schweben
Die elektrischen Kugeln hoch im Luftraum, helle Monde.
Unten, zur Seite, gähnt mit offenem Rachen
Die hohe Bahnhofshalle, liegt lauernd wie ein Riesen-Untier

Da stehen die Züge, rücken leise an und gleiten . . .
Andere fahren ein, wie Schlangen schieben sich die Wagen.
Es ist eine geheime Bewegung in ihnen und ein geheimes Gesetz.
Es ist ein Durcheinander — wirr und doch geregelt
Ein Sausen, Halten und Beginnen
Minütlich fest begrenzt und alle Tage in dieser Sicherheit und Hast sich wiederholend.
Kraft, die sich austobt —
Kraft, die sich gebändigt.
Hast du einen Zug durch die Nacht donnern und rasen sehen?
Alle Mächte sind losgelassen, es gibt kein Halten,
Es klirren die Ketten und die Räder donnern,
Ein Ansturm, ein Kampf, ein Überwinden
Und schließlich steht der Zug ruhig in der Halle,
Steht und ruht und nur ein wenig fauchen noch die Lungen.
Wunder der Kraft! Wunder der Schönheit!
Erfüllung aller Märchenträume.
Denn behutsam und sicher
Tragen sie dich durch die Nacht zu allen fernen Träumen!

Dort unten die weiten, lichten Güterschuppen —
Taghell erleuchtet, ein Feenpalast,
Bedient von kleinen, schwärzlich hurtigen Gesellen;
Geistern, die geschäftig, lautlos hin und her huschen,
Sie verrichten ihr Werk mit Genauigkeit.
Ein Damm führt dunkel in die Nacht hinaus.
Dort ist die Nacht und hohes dunkelblaues Träumen.
Eine Brücke setzt die Linien fort.

Ein langer Zug von Bogen, die sich folgen,
Ein Schwung, ein Leben, stolz und bewegt —
Sie überbrücken die Wasser, überfliegen die Schlünde,
Und die Züge schweben leicht und sicher auf ihnen hinaus, ungehindert, frei —
Und unter ihnen liegt dunkel alles Gelände.
Unter jedem Bogen blinken gelb die Lichter der Laternen,
Matt und ruhig. Aufgehängt am Himmel
Träumen über ihnen, hoch und weiß, die kugelrunden Lampen
Wie Lampions, an hohen Stangen schwebend.
So schneiden sich die Flächen immerwährend,
Und immer höher türmen sich die Linien,
Die sich lebendig kreuzen, eine die andere überbietet.
Es lebt der Raum in Höhen und in Tiefen
Und nur die Ebene liegt und bleibt, verharrt geruhig,
Liegt träumend fest.
Mißtrauisch blinzelnd mit den tausend Lichtern —
Sie lugt hinauf zu all den luftigen Linien.
So schlägt die Nacht ihr dunkles Auge auf
Mit allen Sternen
Liegt und wartet — schläft und träumt — —.
Und glitzernd lauern die Geleise —
Denn ferne donnert's — Züge rasen durch die Nacht.

Ernst (hat aufmerksam zugehört): Du, das klingt schon sehr nach Georg! — Wo ist er übrigens? Kommt er nicht mehr zu dir? —

Da ist etwas dran; du magst recht haben.

Ob's standhält? Ob's nicht ein Trost ist, der für dich ausreicht, der aber im Leben sich verflüchtigt?

Einmal habe ich auch so etwas wie Größe verspürt. Das ist

aber ein ganz seltener Moment und mehr ein Rausch; die Umstände fügten es besonders —

Kurt: Laß es einen Rausch sein — Übrigens weiß Georg mehr als wir alle. Oder besser — er ist es ... Er wollte heut abend noch kommen ...

Ernst: Und nachher ist die Ernüchterung um so größer. Wenn man dann all die Menschen sieht, denen Habgier und Eigennutz aus den Augen blicken ...

Kurt: Wenn dich die Menschen stören, so laß sie doch beiseite. Ich spinne mir gern aus, was mich lockt, und wenn ich Geleise sehe, denke ich an die Ferne, an die Fahrt ins Unbekannte, an Freiheit, an Glück ...

Ernst: Du bist wahrhaftig ein Glücklicher, einer, der fernsteht, den das Leben nicht zerrissen hat. Du träumst vielleicht, wenn du nur eine Wolke an deinem Fenster vorüberfliegen siehst —

Kurt: Ist das nicht gerade genug zum Träumen? Ich habe nur einmal die Berge gesehen; jetzt kann ich nicht mehr hin und wäre ich da, so würde mein Jammer vielleicht nur größer. Aber wenn ich eine so recht schöne, weiße Wolke am blauen Sommerhimmel schwer dahinschweben sehe, so ist mir das wie ein Märchen. Ich denke an die schönen Gegenden, die sie sieht und begleite sie in Sehnsucht bis zu den fernen Bergen, zu denen sie reist, wo sie die tiefgrünen Wiesen mit den tausend Blumen sieht und Menschen trunken und lachend dahinziehen und ein Lied, zart wie ein Rauchwölkchen, zu ihr auffliegt. — Ja ... das alles träume ich. Manchmal aber brauche ich gar nicht in die Ferne zu schweifen. Da gibt's schon unten auf der Straße eine Idylle. Drüben, jenseits des Kanals, in den Anlagen, am Wasser.

Die Sonne schickt noch ein paar Strahlen.
So zwischen zwölf und vier. Da ist's noch wärmlich.
Überall in den Anlagen, auf den Bänken
Sitzen alte Mütterchen
Mit Kapotthüten und Samtmantillen ...
Und neben ihnen lehnt der Regenschirm.
Da legen sie ihre Hände drauf und es ist, als
Bitten sie um etwas Sonne. Sie sitzen stumm und starr.
Wie Eulen, die nicht sehen können.
Regen sich nicht. Kaum heben sie die Augen.
Wie Vögel im Bauer auf Sprossen regungslos sitzen.
Der lange Winter kommt. Die Blätter fallen schon zur Erde.
Die Tritte rascheln im Laub.
Dann kommen sie nicht mehr zum Vorschein.
Sitzen im Stübchen. Im Ofen wärmt der Kaffee.
Sie lassen sich schnell noch ein bißchen wärmen.
Die Sonne schickt noch ein paar Strahlen.
So zwischen zwölf und vier. (Es klopft.)

(Herein tritt Georg; er begrüßt die beiden.)

Georg: Geht's gut? Nun bin ich wieder durch die Straßen gesaust und habe Leben glühend in mich eingesogen, und ihr sitzt hier wie Klageweiber.

Kurt: Wo warst du?

Georg: Wo ich war? Hier in der Stadt, in den Straßen.
Das gibt mir Kraft.
Der Abend glüht mit tausend Lichtern,
Im Dunklen schweben sie wie Perlen ...
Ich sause auf dem elektrischen Wagen durch die Stadt.
Unter mir das Geleise — oben der schwingende Draht.

Zwischen diesen beiden Notwendigkeiten stürmt der Wagen dahin
Hinten auf der Plattform stehe ich und betrachte das Leben.
Denn dies hier ist die Gegenwart, die ich liebe.
Das sind die Menschen, mit denen ich lebe.
Und ich grüße jeden Stein als einen Bekannten.
Hier ist der Anfang und das Ende. Wenn ich aus dem Hause
trete,
Sehe ich den Wirbel und das Chaos.
Ich recke mich in die Höhe und die Brust weitet sich.
Tiefatmend spanne ich meine Kräfte aufs Höchste:
Denn hier ist die Kraft, denn hier heißt es erleben,
Hier heißt es schauen und bereit sein.
Denn hier ist die Wildnis und die Hoffnung.
Alles, was ich sehe, hat Bedeutung und Sinn,
Hat Zwang in sich und ist jung, ist Glied einer Kette.
Und mit fröhlichen Augen betrachte ich die Entwicklung ...
Ab und zu hält der Wagen — ein plötzlicher Ruck.
Klirrend ist das Rad oben ausgesprungen,
Der elastische Schwung erschüttert den Wagen.
Der Schaffner beugt sich weit hinaus nach hinten.
Einen Augenblick — knisternd springt der Funke wieder über.
Die Lampen glühen und hell strahlt der Wagen.
Der Schaffner reißt die Leine — weiter ...
Und immer tönt von vorn das Schnarren der Bremse,
Das Klingeln der Glocke, die der Führer mit dem Fuß anschlägt,
Und das unterdrückte Jubeln der Kraft, die den Wagen dahin-
schleudert ...
Eine breite Straße. Zu beiden Seiten die Häuser.
Prächtig, aufrecht, prahlend. Läden, erleuchtete Fenster.

Alte, hochragende Bäume, riesenhaft stolz.
Zwischen den Häusern Gärten, wohlgepflegt, geordnet.
Ein alter Park, voll dunkler Trauer und Versunkenheit.
Auch kleine alte Häuschen liegen dazwischen, hier und da verstreut, Vergangenheit! ...
Es ist Abend. Es hat geregnet.
An den Haltestellen drängen sich die Menschen,
Schütteln sich die Tropfen von den Kleidern,
Sehn erwartungsvoll hinauf. Gespannte Mienen, vom Lichte grellgelb erleuchtet,
Bitten und fordern mit begierigen Augen ...
Kehren sich zornig ab oder warten in gelassener Ergebung.
Auf dem breiten Damm, der in der Nässe glatt funkelt,
Halten Wagen, Kutschen, Geschäftsfuhrwerke.
Stumpfsinnig stehen die armen Gäule vor den wartenden Wagen,
Stehen mit eingeknickten Knien und zittern,
Lassen die Köpfe hängen, trübselig und dumpf ...
Dreiräder, Lastwagen und Automobile eilen vorwärts.
Alles drängt im Strom und begleitet uns.
Wir sausen mit, wir sausen vorbei.
Der Draht klirrt und die Funken stieben —
Abendliche Pracht in der großen Stadt, voller Kraft!
Schnell sausen wir um eine Ecke — die dunkle Straße beginnt.
Fabriken, hohe Schornsteine ragen stolz in den Nachthimmel.
Düsterkeit. Konzentrierte Kraft.
Lange Gebäude, dunkle Schuppen — hier und da noch erleuchtet.
Die Maschinen stehen nicht stille, es loht das Feuer.
Die Räder schwingen, Ventile pfeifen.
Wie ein Ungeheuer knarrt und faucht dieser lebendige Organismus.

Rastloses Hämmern und Stampfen, wie ein Herz hämmert ...
Still gehen die Wächter zwischen den Kolossen umher,
Und die wachsamen Hunde bellen auf den Gehöften.
Der dunkle Raum dehnt riesengroß sich aus ...
Der Wagen holpert und schwankt über einen Straßengraben.
Der Kanal! Nur ein Seitengraben.
Weit draußen sind wir hier. Die Ebene lebt.
In riesenhaftem Bogen
Umschleichen wir die Stadt am äußersten Rand.
Tiefdüster dehnt dort unten sich das Wasser,
Zu beiden Seiten trübe Lichter.
Dahinter dunkelschwarze Gebäude.
Am Ufer Steine aufgeschichtet —
Im Wasser Kähne, die im Schweigen träumen
Mit Mondlicht, tief und ruhend ...
Wir sausen klirrend, wie im Sprunge, drüber weg,
Und düster hallt das Echo, hallt und schweigt ...
Neubauten, die zerklüftet stehen, wie Ruinen.
Und hinten, wo der Horizont sich hellt,
Die Stadt und Lärm und Lichterglanz.
Hier aber ist die Stille und das dumpfe Schweigen
Ein tiefer Hinblick auf die dunkle Ebene,
Wo selten nur ein Baum gespenstisch aufragt.

Und wieder öffnen gastlich sich bewohnte Straßen ...
Ab und zu ein Fenster offen; Familien sitzen um den Tisch.
Und lesen, sprechen, andere hören zu,
Antworten ... abgerissen klingt die Stimme —
Ein Blick hinein — das Lampenlicht liegt milde

Mit gelbem Schein auf Köpfen und auf Schultern.
Vorbei — in Ruhe träumen all die Räume. —

Kontore — Trüb brennt da ein Licht —
Die Fenster weit geöffnet.
Der Mond, der in zerfetzten Wolken schwimmt,
Scheint fragend auf die stummen Pulte.
Die Sessel stieren leer ins Dunkle.
Beamtenvolk sitzt hier tagaus, tagein
Und hockt und kauert, füllt die großen Bücher
Sorgfältig und genau und reiht sie in Regalen.

Schnell wieder einer Stube dämmrig Weben,
Eine rot verhängte Lampe, ein traurigstilles Innre —
In denen Menschen sitzen —
Ein Blick hinein — ein altes Ehepaar
Sie flickt. Er raucht . . . Vorbei.

Nun braust das Leben in den Straßen.
Ein Hin und Her, ein Auf und Ab, und Wiedergehen.
Lauter Gesichter, fremd und doch vertraulich.
Die gehen zum Balle, die zu Festlichkeiten,
Die ins Theater, die zu Freunden.
Erwartungsvolle Hoffnung in den Mienen.
Die blicken trüb vor sich und sehen niemand.
Schleichen nach Hause, ihren Kummer zu verbergen.
Die wieder gehen stramm, aufrecht und unerbittlich.

Vergnügtes Leben, wimmelnde Geschäftigkeit.

Ein Stoßen, Hasten, Eilen, Blicken,
An allen Ecken Restaurants,
Destillen, Kneipen und Cafés,
Gardinen, weiß und farbig, glitzernde Laternen;
Der Eingang ladet ein — auf stummer Schwelle
Gaukelt das Licht.
Und Wagen trotten, Räder sausen flink vorbei.
Automobile folgen, überholen sie.
In bunter Fülle alles durcheinander.

Ein ernster Bau ragt hoch zum Himmel,
Mit Türmen rechts und links, fast eine Burg.
Da sitzen Menschen drin, die sprechen Recht,
Urteilen über andere und diktieren Strafen ...
Ein eigentümlich kühnes Unterfangen.
Ist es Gewohnheit? Leichtsinn? Überlegung?
Dahinter, in den Höfen, abgetrennt,
In dunklen Mauern kleine Fenster,
Vergittert, düster und verschlossen.
Die Zellen der Gefangenen — vorbei!

Nun wird es wieder einsam, weit und still.
Ein weiter Platz mit hohen, schweren Bäumen ...
Das Laub ist dicht, kaum fällt das Licht hindurch,
Die Zweige senken sich, wie müde Tiere
Schleichen die Menschen drunter hin,
Klein, unansehnlich und verschwindend in der grünen Fülle,
Die wie ein Dach sich wölbt, tief lastet, Ruhe gibt.
Es weitet sich der Raum

Und dehnt sich aus zu hohen Kreisen,
Ein Hafen —
Tief — dunkel, glatt — gefährlich
Ruhen die Wasser, es öffnet sich der Blick,
Schiffe mit hohen Masten liegen still und träumen.
Weit hinten die erglühenden Laternen,
Die wie ein Strahlenkranz den Damm umsäumen
In weitem Bogen, bis zum Horizont,
Wo dunkel eine Brücke ihre Massen spannt.

Ich bin in fremden Straßen, eine neue Welt,
Seltsam Gefühl, ich fahre schnell hindurch.
Ein Zufall schenkt mir diesen Blick — vorbei.
Nie war ich dort. Und Leute auf der Straße,
Die mir ganz fremd sind;
Die ich vielleicht nie wiedersehe,
Als lebten wir in ganz verschiedenen Welten.
Und schneller saust der Wagen,
Nimmt rasend einen Anlauf, saust dahin.
Da plötzlich — fällt mein Blick auf eine Mauer,
Die sich am Weg hinzieht — ich seh' genauer hin;
Ich sehe lauter Kreuze stumm und grau,
Sie blicken über die Mauer, blicken her zu mir. Ein Kirchhof
Die weißen Steine leuchten und die schwarzen trauern,
Tiefgrüne Hügel, einer bei dem andern,
Mit Blumen bunt geschmückt. Die stille Welt.
Die Welt der Toten in der Stadt des Lebens.
Denn all das Leben braust und brandet
Wie Wellen, die an Inseln branden.

Sie stören nicht die Ruhe, die dort schläft.
Kapellen, Grüfte, Denkmalsteine
Und Sprüche und Gelübde, Hoffnung, Liebe,
Ein zaghaft Spiel mit dem Unendlichen.
Ein kleines Häuschen an der Mauer, drin ein Licht blinkt.
Dort wohnt der Freund der Toten, der die Stätten wartet.
Dort liegt das Mondlicht auf den stummen Steinen.
Ich stehe still und hingelehnt,
Betrachte ruhig all das Leben,
Das sich dem schnellen Blick enthüllt —
Vorbei!

Kurt: Ist dies das Glück, das über allem schwebt:
Die Kraft zu fühlen, die im ganzen lebt?

Ernst: Das soll Kraftgefühl geben? Dieses ziellose Hin und Her, das einem alles Mark aus den Knochen zieht? Alle diese Menschen strömen vorüber aneinander. Und wenn ihre Blicke sich treffen, schlummert Kälte und Gleichgültigkeit darin. Und mühsam versteckt sich der Haß und die Verachtung. Stumpf und verglast sind die Augen —

Kurt: Sie suchen irgend ein Ziel. Sie wissen nicht, wo es liegt.
Sie wissen nicht, was sie suchen.

Georg: Und schleicht doch immer einer sehnsüchtig vor dem andern,
Will seine Liebe, will Glück von ihm.

Ernst: Vorher saß ich im Café.
Ein Junge lehnt mir gegenüber.
Ein Lehrling, Milchgesicht mit großem Schlapphut,
Der das Kindergesicht, es ist schon alt und fahl, beinah begräbt.

Er lehnt nachlässig in den Stuhl gehängt,
Bläst den Rauch der Zigarette.
Ein bescheiden Frauchen duckt sich still am Nebentisch,
Es wartet, sammelt sich um seine Tasse Kaffee,
Dann ein verkniffen hochmütig Gesicht,
Bebrillte Augen, glasig, grau und stechend,
Die Lippen schmal und bitterböse, enggeschlossen —
Die niedre Stirn gefurcht, knurrig und kleinlich.
Ein Gauner, Fälscher oder ein Verbrecher?
Vielleicht auch nur ein Mann, der „seine Pflicht tut".
Ein Sekretär, ein Beamter . . .
Er sieht mich an. Merkt er, wie ich ihn prüfe?
Stolz sitzt die Nachbarin beim Bier.
Geschmückt, hochmütig, parfümiert,
Frisiert wie eine Modepuppe
Und aufgetakelt — eine Allerweltsfregatte.
Sitzt wie ein Tier und lauert.
Sie stemmt den Arm mit Verve in die Seite,
Im Munde lümmelt sich die Zigarette.
Ein Festdampfer, der zur fröhlichen Fahrt gelichtet,
Mit Wimpeln, Fähnchen — allen überlegen.

Doch sind die Damen auch recht freundlich.
Nicken den Kellnern zu, grüßen die Bekannten,
Drücken Herren die Hand. Verschwinden auch zuweilen
Und tauchen später wieder auf.
Doch stets sind sie in Samt und Seide
Und rauschen festlich durchs Lokal,
Mit Täschchen, auch mit Mappen, immer in Bewegung.

Greller Schein beleuchtet die Gesichter,
Legt tiefe Schatten in die Mienen.
Und Tisch reiht sich an Tisch. Und Kopf drängt sich an Kopf.
Schwarz, bunt und weiß, ein farbiges Gewimmel;
Musik schwirrt flatternd hin und her im Raum
Und Menschen kommen, Menschen gehn . . .
Und von der Decke trieft das gelbe Licht der Birnen.
Glaubt man denn noch, daß das Menschen sind?

Georg: Aber laß doch die Menschen! Stelle dich einen Augenblick nur auf einen weiten Platz. Du siehst ein Meer. Du bist eine Woge im Meer. Du bist einer unter Millionen. Dann geh' in die Straßen und erlebe. Erlebe, Freund, erlebe! Steige die Treppe hinunter, in den dunklen Schacht, wo die Züge lauern, die dich im Fluge durch die Stadt tragen. Erlebe das Schauspiel!

In trübem Zwielicht laufen die Schienen im schlanken Bogen hinaus,
Die Züge rangieren. Lichter, Signallaternen blitzen auf,
Es rattert und zittert. Tot und verschwiegen liegt der Raum.
Ein eingeschlossenes Feld, ohne Beziehung. Ein Abschied.
Die eisernen Träger zerfließen in der Ferne,
Merkwürdige Gebilde einer unterirdischen Höhle.
Sie verlieren sich im Dunkel. An den Wänden blitzt das Licht auf,
Wirft große Schatten. Die Gegenstände stehen in unsicherer Beleuchtung.
Ruhig, warm, stetig ist der umschlossene Raum.
Ein Zug naht. Er schiebt sich langsam, doch machtvoll-nachdrücklich über die Geleise.

Die Türen fliegen auf. Mit einemmal Lärm und Rufen und Sausen,
Und die Melodie der ruhelosen Maschinen singt unaufhörlich.
Der elektrische Strom singt das einförmig tönende Lied der unbändigen Kraft.
Ein Ruck — und die sausende Fahrt beginnt.
Der Luftschacht verschwindet. Nacht! Nacht!
Unter der Oberfläche der Erde sausen wir dahin,
Wie gehetzt streben die Wagen ihrem Ziele zu.
Ruhig steht der Fahrer im vordersten Abteil, ein Mann aus Erz.
Ein Mensch, doch genau und zuverlässig wie eine Maschine.
Mit fester Hand hält er den Griff, schaut aus.
Und sein Auge holt die Ferne heran wie ein Sieger.
Die Seitenwände des Tunnels fliegen hinter ihm hinweg.
Der Raum stürzt hinter ihm donnernd zusammen.
Die Wagen springen in schnellster Fahrt über die Weichen,
Die Räder stoßen. Sie drehn sich unaufhaltsam in Schnelligkeit,
An Laternen vorbei, die an Säulen hängen.
Ein Lichtschacht wirft uns schnell Tagesschein zu.
Unheimlich klingt der Lärm im Dunkeln.
Männer kommen entgegen, gehen die Strecke ab,
Ein anderer Wagen begegnet uns, glitzernd lichtstrahlend, verdoppeltes Getöse.
Gegendampf. Zischen. Die Bremse. Ein Ruck.
Der Wagen gleitet langsam und spielt,
Steht, ohne Stoß, ohne Halten in den Rädern.
Dann der Blick von der Brücke während der Fahrt.
Das Gelände eines Bahnhofs.
Tief drunten die Ebene, weit, eine unendliche Fläche.

Auf langer Brücke geht es im Bogen darüber hinweg.
Der hohe, unendliche Raum!
Unzählige Schienenstränge nebeneinander,
Kreuzen sich, vereinen sich, trennen sich wieder.
Die Sonne scheint herab und das Licht blitzt auf den blanken Schienen.
Dort fährt ein Zug langsam aus der Halle.
Die Halle ruht, wie der aufgesperrte Rachen eines Ungeheuers, am Ende der Ebene.
Ganze Reihen von Waggons sind auf ein totes Geleise geschoben,
Werden gewaschen und gesäubert. Güterwagen werden entladen.
Lastwagen, Möbelwagen stehen daneben. Die gelben Buchstaben funkeln.
Wieder fährt ein Zug langsam hinaus, rollt über die Weichen und verschwindet.
Die Beamten sind tätig, sie erscheinen ganz klein und zwergenhaft.
Wie ein breites Band legt sich dieser Komplex zwischen die Häuserreihen,
Die nur ganz hinten, am äußersten Rand, noch sichtbar werden.
Die obersten Etagen blicken hinüber. Im Dunst verschwimmen die Dächer.
Ein weißes Haus schimmert aus der grauen Masse.
Die langen, grauen, gleichmäßigen Fassaden wirken still, monoton.
Und die Fenster erscheinen mir wie schwarze Pünktchen, die regelmäßig nebeneinander gesetzt sind.
Dann folgen Kohlenplätze, Schuppen, aufgeschichtete Schienenteile.
Die massiven Gebäude der Lagereien und Speditionen.

Ein Zug kriecht uns entgegen aus dem Tunnel, dem wir uns nähern.
Er biegt ab, saust seitlich von uns hinweg und entschwindet.
Die gelben und roten Wagen funkeln in der blauen Luft.
Sie gleiten wie Schlangen, geräuschlos, durch den Raum, von ferne sichtbar.
Und über allem breitet sich frei und groß der Himmel.
Der Allesüberwinder! Der Sieger! Der unendliche Raum!
Dann geht's am Kanal entlang!
Ein idyllisches Bild; hohe, stille Schönheit!
Der Zug gleitet über dem Ufer entlang.
Hoch über dem Kanal schwebend sehe ich tief hinab,
Sehe die stille Fläche des Wassers, die schweren Kähne.
Sie gleiten langsam hin oder liegen am Ufer.
Drüben, am jenseitigen Ufer, eine schattige Allee.
Grüne Bäume und Spaziergänger darunter.
Die Sonne scheint hell herab. Wie ein Wall stehn die dichten Bäume.
Dunkel liegt die Wasserfläche, ohne Bewegung.
Die steinernen Ufer gehen steil hinab.
Sanft biegt sich der Lauf. Ich blicke zurück.
Er schlingt sich durch die Stadt in leichten Kurven und Biegungen.
Wie ruhig die einfachen Ufer!
Wie ruhig die grünen Rasenflächen am Ufer!
Wie ruhig die Alleen, die sich seitlich hinziehen!
Wie tiefruhig die Wasserfläche dort unten!

Nur ganz wenig sehen die Häuser oben über die Baumreihen hinüber.

Weiter! Mitten in die Stadt hinein! Die Bilder fliegen vorbei.
Der Kanal biegt in breitem Schwunge ab.
Ein weiter Platz — von allen Seiten münden Straßen,
Breite, belebte Straßen. Die eine führt in gerader Richtung weit hinweg, sich verjüngend.
Die Straßen werden enger; die Häuser rücken zusammen.
Rechts und links Häuser, sonst nichts zu sehen.
Die Sonne liegt heiß auf öden Mauern, wo Menschen wohnen.
Kontore. Kasernen. Geschäfte. Dicht drängt alles zusammen.
Kaum einmal ein Platz, bescheiden sich öffnend, von mageren Bäumchen umstanden.
Warenhäuser mit großen Fenstern und greller Reklame.
Menschen hin und her strömend; Züge von Wagen durcheinander strebend.
Ein Ausblick! Ein Ufer. Dichtes Grün. Nach allen Seiten Freiheit und Freude.
Viele kleine Brücken führen über den Kanal, verbinden die Querstraßen.
Ganz hinten eine alte Kirche, deren Kuppel grün in der Sonne erglänzt.
Weit zieht sich das Wasser hin. Alleen begleiten den dunklen Lauf.
Sie säumen die Ufer mit ihrem Grün. Das Laub hängt über.
Der Kanal erscheint dadurch schmaler und tiefer.
Wieder verengen sich die Straßen. Die Ausblicke hören auf.
Zwischen dichtstehenden Häuserreihen geht die Fahrt.
In manches Fenster kann man hineinsehen.
Da sitzen Mädchen in langer Reihe an der Arbeit.
In Kontoren arbeiten die Sekretäre und Prokuristen über ihre Pulte gebeugt.

Manchmal ein Blick — vorbei. Die Züge sausen weiter.
Aus den Fenstern lehnen Kinder. Und Frauen.
Ein Bahnhof! Mit einem kleinen Platz davor, es weitet sich die Straße.
Zwei Türme rechts und links. In der Mitte die Halle.
Eine neue Kirche. Ein Mosaik über der Uhr, funkelnd, gleißend.
Der Zug strebt weg aus der Enge. Ins Freie!
Breiter werden die Straßen. Schöne große Alleen.
Haus an Haus. Aber der Raum ist nicht begrenzt.
Der Zug schlingt sich behende zwischen den Straßen hindurch.
Der breite Fluß! Ein prächtiger Anblick!
Frei dehnt sich die Wasserfläche nach beiden Seiten.
Schwere Kähne dort unten. Schnelle Dampfer.
Leichte Segel- und Ruderboote, die auf der Fläche schaukeln.
Hell kostümierte Ruderer sitzen darin. Grell leuchten die Anzüge.
Das Wasser glitzert leicht. Ein Segelboot! Breit steht das weiße Segel.
Hinten sitzt der Ruderer. Er läßt sich gemächlich treiben.
Nach der Stadt zu Häusermassen, Türme. Breit fließt das Wasser hin in träger Ruhe.
Hoch überspannt der Himmel mit seinem unendlichen Blau das Wasser.
Sonne überall. Überall goldnes Licht.
Über einen Bahnkörper nun, eine lange Brücke, endlos.
Das Ende der Fahrt. Ich trete hinaus. Die letzten Ausläufer der Stadt.
Hier herrscht Ruhe. Die Straßen laufen nicht regelmäßig.
Im Umkreis Häuser, die sich noch nicht zueinander fügen.
Vorstadtruhe. Stille. Freier, sonniger Raum.

Das Eisenbahngelände dehnt sich weit aus.
Lagerplätze. In reichlicher Anzahl Essen, die sich schlank in die Luft recken.
Die Stadt dehnt sich hier aus, wie ein Körper, der wächst.
Nach und nach nimmt sie das Gelände in Anspruch.
Die Wiesen verschwinden, Steine werden angefahren
Und in dieser unregelmäßigen Freiheit prägt sich schon das Gefüge der neuen Straßen.
Wie ein Organismus wächst solche Stadt aus sich heraus.
Weit von Lärm und Unruhe stehe ich auf der Brücke und betrachte das Bild.

Ernst: Lieber Freund, du bist weiter nichts als Optimist. Und die stehn schlecht im Kurse. Die Begeisterung hält nicht aus. Ein paar Bilder, ein Erregen . . . Es kommt nichts Positives heraus. Soll ich dir sagen, was das Leben ist? Ich komme dir nicht mit Philosophien. Was soll uns die Philosophie? Das Leben führt uns näher an das Sein der Dinge. Ich will dir nur ungefähr sagen, woher ich komme und was ich sehe. Denke dir in einer der grauen, bevölkerten Straßen ein Hinterhaus, einen düstern Hof; alles ohne Farbe, ohne Licht, ohne Freude. Die Fenster wie dunkle Öffnungen, hinter denen Käfige lauern. Dann geh die öden, ausgetretenen Stiegen hinauf. Du kommst in einen kahlen Flur. Ein kleines Zimmer, mit hölzernen Bänken an den Wänden. Sonst nichts.

Hier brennt eine Lampe. Sie hängt an langem schwarzen Gasarm, und selbst das wirkt niederdrückend. Das Licht flackert, der Zylinder ist gesprungen. Die Fenster gehen nach dem Hof. Das eine ist mit einem schmutzig grüngrauen Stoff verhängt. Das andere ist offen, man sieht die grauen, öden Hofmauern.

Genug, du bist in dem Wartezimmer der Klinik. Ich will dir nicht ausmalen, was dich in den Sälen selbst erwartet. Nimm nur das, was du hier siehst. Auf diesen Bänken, vor den kahlen Mauern, sitzen Gestalten. Ein alter Mann, der in sich zusammengesunken ist, ein Haufe von Gliedern, die ohne Herrschaft über sich selbst sind.

Daneben ein Arbeiter mit verbundenem Kopf; das andere Auge stiert mit eigentümlich starrem Ausdruck vor sich; die breiten Hände sind schwer auf die Knie gestützt.

Ein paar Knaben mit grauen, schmalen Gesichtern, spitz wie Mäuse, sehen frech und munter um sich. Die kleinen Äuglein in den abgezehrten Gesichtern rollen flink hin und her.

Dazwischen Ladenmädchen. Sie haben sich etwas aufgeputzt; sie haben es für nötig gehalten, auf alle Fälle. Ein aufgedonnerter Hut, grell und mächtig, schwebt über einem ordinären Gesicht, und unter der abgetretenen Kante des Rockes sehen billige Schuhe, ausgetreten und schief (aber mit Lackspitzen) heraus.

Breithüftige Ehefrauen, Arbeiterinnen, schleppen Kinder herein, die ihnen über die Schultern hängen. Immer wieder öffnet sich von Zeit zu Zeit die Tür, sie stehen hilflos am Eingang, sehen die Augen, die sich auf sie richten, und suchen irgendwo Anschluß an Gleichgestellte, an ebenso Breithüftige, ebenso mit Kindern.

Zwei Männer sind in der toten, bleiernen Ruhe eingenickt; sie sitzen schief gegeneinander gelehnt; ihre Gesichter sind aufgedunsen wie Schweinsblasen; man befürchtet, daß sie platzen, denn innerlich arbeitet die Kraftmaschine, die sich in Pusten und Pfeifen Luft macht.

Auch eine Frau schläft in der Ofenecke; ihr Mund steht offen; aber sie hält die Hände gefaltet über dem sich rücksichtslos wöl-

benden Bauch, der ihnen eine willkommene weiche Stütze bietet.

Die Lampe flackert. Es ist Mittag. Aber doch ist es so trüb und dunkel, daß ein Licht brennen muß; am hellen Tage; die Stimmung in diesen einsamen Winkeln wird dadurch um so düsterer...

Eine Frau kommt aus den angrenzenden Zimmern, deren Türen sich schnell schließen. Die Frau hat ein Kind auf dem Arm; es wimmert. Sie setzt sich. Das leise Wimmern dauert fort und zieht wie ein gedämpftes Singen durch den Raum, es gibt den Unterton zu dieser melancholischen Stimmung, die hier immer gleich bleibt, wenn auch die Tage vergehen. Ab und zu öffnet ein Mann mit einer weißen Schürze die Tür. Er ruft eine Nummer. Dann erhebt sich eine Gestalt und geht mit den schwankenden, unsichern Schritten eines Zögernden, eines Fremden, hinüber.

Die Tür schließt sich wieder und die Gemeinsamkeit zwischen diesen Menschen ist wieder hergestellt; eine Gemeinsamkeit . . . man sieht aneinander vorbei und gehört doch zueinander. Das ist das Leben. Und wie der Räder ratterndes Einerlei dir dort die Musikbegleitung gibt, so hier das wimmernde Weinen des Kindes, das alle nicht hören wollen, und doch ist es der Ausdruck ihrer Trauer.

Oder wie bei der Arbeit im Bergwerk, wo die Gefahr eint. Das ist das Leben.

Auch hier ist die Gefahr, die tückisch alle umlauert. Auf diesen primitiven, durch Arbeit und Not geprägten Gesichtern liegt die Angst. Menschliche Angst verkriecht sich meist. Auch hier sucht sie sich zu verbergen hinter trivialen Redensarten, in denen sich die Gequälten Luft machen.

Kurt (hat währenddessen beim Zuhören die Hand an den Kopf gestützt, der ihm nach vornüber sinkt, wie in innerer Qual; nun spricht er wie mit tonloser Stimme vor sich hin):
Erbarmungslos und roh
Bist du — Leben!
Dich klagen wir an
Und wissen nicht,
Wen wir meinen.
Du, das stündlich die zartesten Keime besudelt.
Das stumm immer steht
Und zusieht, wie Blüten geknickt werden,
Gutes verdorben wird —
Gebiete doch Halt!

Du, dessen Tritt wuchtiger dröhnt
Als das Dröhnen der Maschinen,
Du, dessen Tritt gleichgültiger ist
Und mächtiger
Als der Tritt des Elefanten,
Der durch den Urwald trottet
Und Blüten knickt
Und Zweige in den Boden stampft —
Halt ein!

Erbarmungslos und roh
Bist du — Leben!
Du schändest unser Beginnen!
Dich klagen wir an
Und wissen nicht, wen wir meinen.

Wie ein Riesenwurm schleichst du blind umher
Und würgst die Seelen,
Träufelst Gift aus deinem Schlunde.

Ahnen die Menschen dein Kommen,
So quillt ein dumpfer Fluch
Aus ihrem Munde.

Darum taumeln die Menschen
Von Licht zu Licht — ach, wie ich
Euch verstehe! Um Vergessenheit
Zu suchen in einem dürstenden
Augenblick.

Sie reißen den Becher an ihre Lippen
Sie taumeln heran —
Gierig lechzen ihre Augen —
Fühlt doch, was ihr seid! Seid Menschen!

Sie taumeln heran
Sie reißen den Becher an ihre Lippen. Weiter wollen sie nichts.
Mitleid und Ekel ist in der Seele und man
Möchte ihnen alles geben: hier,
Trinkt, trinkt!!

Ernst: Wie lastend ist es, diese Angst zu spüren, diese stumpfe Dumpfheit, die die Kehlen zuschnürt, wie mit eisernem Griff. Und nun die Dissonanz, die triviale Dissonanz. Plötzlich setzt Musik ein, schrill, gellend. Im Hof spielt ein Leierkasten. Schneidende, grelle Töne, die hin und her torkeln wie Betrunkene.

(Höhnisch.) Hoch soll er leben, hoch soll er leben . . . oder sonst was . . . Ja, das ist zum Lachen! Ist es Tag? Liegt tiefe Nacht? Dämmert ein Morgen? Man weiß es nicht. Die Lampe flackert. Es ist eine eigene Welt. Träge schleichen die Minuten. Endlos ist das Warten derer, die auf Erlösung hoffen. Es ist eine eigene Welt, in die wir da eintreten, die vom Leben gezeichnet sind. Das Leben zeichnet alle. Tretet ein und laßt die Hoffnung draußen, sagt es zu allen, und sie drängen sich heran. Und die Gesichter dieser Menschen verlieren in diesem unsicheren Licht alles Körperliche. Sie sind selbst wie flackernde Erscheinungen, die in dem düsteren Dämmer plötzlich gespenstisch aufleuchten und eine verborgene Welt spukhaft erhellen. Sie sind ein geisterhaftes Spiel, das bleich an den dunklen Wänden zittert . . .

Und während die Stille schwer und lastend ist, wie ein gefährlicher Traum, bricht wieder mit schrillen, grellen Tönen drunten der Leierkasten hindurch: hoch soll er leben, hoch soll er leben, dreimal hoch!!

Das leise Wimmern des Kindes wird übertönt. Aber wenn man es auch nicht mehr hört, man fühlt es; es ist nicht verstummt. Das ist die Musik, die das Leben selbst schenkt.

Kurt (leise, wie vor sich hin):

In dieser Stadt, die dunkel und verworren,
In der die hellen Lichter trübe brennen
Schleicht manche Seele müde durch die Gassen,
Bettelt um Glück und sieht sich ganz verlassen.
Tumult und Lärm erfüllt die breiten Straßen
Und überall täuscht Leben und Bewegung
Freudvolle Fülle vor . . . das Herz beginnt zu hassen.

Georg (leise beginnend, dazwischen):
Und nur wer lange horcht, und mühsam
Zu lauschen weiß, der hört die Stimmen:
Seelen, die im Dunklen suchen ...
Wege zu den andern, zu sich selbst ...
Ernst: Nein, das Bild ist ein anderes:
Wie ein unheilvoller Strom
Zwischen kahlen Felsenmauern
Fließen hin die dumpfen Scharen
Derer, die im Dunklen trauern —

Und es wachsen an die Scharen,
Die den Tag nicht sehen dürfen
Seufzer hallen hin im Winde —
Niemand hört das graue Schlürfen.
Fiel ein Opfer? Hallt ein Schrei?
Still, ihr habt kein Recht zu klagen.
Eure Last habt ihr zu tragen,
Zieht im Dunklen! Zieht vorbei!

Wie ein unheilvoller Strom
Zwischen kahlen Felsenmauern,
Fließen hin die dumpfen Scharen
Derer, die im Dunkeln trauern.

Georg: Ich will dir noch etwas anderes sagen, ein Vorstadtidyll.

Es war drückend heiß gewesen. Selbst am Abend lastete noch die Hitze.

Gegen Nacht erhob sich ein Wind. Bald wurde ein Sturm

draus. Es heulte und pfiff an die Fenster und in den Öfen seufzte es unaufhörlich.

Staubsäulen, so hoch wie die Vierstockhäuser, wurden emporgetragen. Sie schwebten gespenstergleich, grau, die Straßen hinab und stauten sich auf den Pfützen, wo sie plötzlich zusammensanken, zerrissen und hin und her gewirbelt wurden. Ein Meer von Staub, nichts zu erkennen.

Es blitzte. Nur ein wenig. Schwach aufhellend. Fern tobte das Gewitter. Der Regen schlug und prasselte plötzlich wie hergefegt, gegen die Fenster. Es hörte sich an, wie Hagel. Tief und unheimlich lastete die Finsternis, tief und unheimlich die Einsamkeit. Die Lauben duckten sich wie Gräber in die Erde hinein. Hoch ragten die Mauern der Häuser hinter ihnen in den Nachthimmel. Eine Art Landweg führte zwischen den Laubenkolonien hindurch auf unbebautes Feld. Da war Sand angefahren. Am nächsten Morgen, als die Frühe bleigrau aufstieg, fand man zwei Menschen tot am Wege liegen, einen Mann und eine Frau. Die Kugeln hatten gut getroffen. Um drei Uhr morgens wurden sie gefunden.

In den Lauben klapperte das Holz, die Türen, die Spaliere. Der Wind kam dahergestürmt und wütend brach er sich an den felsengleichen Steinmauern der Häuser. Dann stürzte er weiter in die Felsschluchten, die Straßen, hinein.

Und nun, was weiter?

Ein herrlich-klarer Tag stieg danach auf. Sonnig blaue Luft. Am blitzblauen Himmel kein Wölkchen. Kühl, wie im ersten

Frühling, wehte nach dem Regen ein leichter Wind. Die aufrührerische Nacht war vergessen. Der Wind war durchtränkt mit Kraft. Er war stählend, wie ein morgenfrisches Bad.

Kurt: Kinder tummeln sich auf den Höfen
Und tanzen.
Augen, die nie das Grün eines Berges sahen!
Augen, die nie das Meer branden sahen!

Augen, die nie den Reichtum fühlten:
Licht, Sonne und Farben
Auf grünenden Wiesen!

Nie durften sie die unendliche Wasserfläche sehen,
Die unter der Sonne silbern sich kräuselt.

Nie sahen sie die Wolken fegen
Über des Hochgebirges ragenden Grat —
Wie sollt es denn anders sein? Verborgen
Und verbogen ist ihre Seele.

Georg: Du klammerst dich immer zu sehr an den einen Begriff. Sieh doch das ganze Land; was du Großstadt nennst, das ist nur ein Eiland, ein Pünktchen, hier ist die Monotonie. Fläche auf Fläche — und nirgends eine Erhebung. Gelbes Getreide und grünes Heu, dazwischen Chausseen. Wiesenflächen — und ein Sumpf träumt im Gelände zwischen Bäumen. Das Wasser blüht.

Vereinzelt stehen die Bäume, und schief und knorrig.
Zuweilen hebt sich das Land, in sanfter Linie

Fällt die Senkung wieder ab! Und in der Mulde
Führt ein Fußpfad entlang, weithin sichtbar —
Wendet sich, verliert sich und taucht wieder auf,
Ein graues Band, hingelegt über das Gelände.
Büsche säumen den Weg, der verschwindet . . .
Ganz hinten grenzt der Wald den Horizont.
Dunstig vermischen sich Himmel und Erde.
Uberallhin dringt der Blick, bis ins Unendliche.
Eine Mühle steht hinten im Dunst und schlägt die großen Flügel.
Überall schimmert der Sand hindurch, trocken und weiß wie Meersand.
Kiefernschonungen sonnen sich, heiß und braun.
Hohe Pappeln reihen sich auf, wie feierliche Wächter,
Und nur selten stehen weiße Birken im Grünen — eine lachende Insel.
Da fahren die Züge hindurch und stören kaum die Stille:
Niemand achtet auf sie. Die Felder träumen.
Weit und breit siehst Du keine Ansiedlungen.
Siehst den kleinen Pfad am Graben und ahnst die einsame Schönheit.
Tief drunten im Acker stehen Arbeiter in blauen Kitteln,
Tief drin im Getreide, und ihre weißen Hemdärmel leuchten.
Tief im Stillen, als kleine bewegliche Punkte.
Und zu kleinen Hügeln sind die Heuhaufen gebreitet.
Abseits und versteckt liegen die Dörfer,
Sparsam verteilt über die Fläche. Die Chausseen
Führen darauf hin. Sie verstecken sich.
Schmucklos sind die Dächer. Sonne liegt darauf.
Sie ducken sich in die Erde.

An kleinen Bahnhöfen fährst du vorbei, die weit vom Ort liegen.
Tote Ruhe ... Die Beamten eilen heraus und geben die Signale.
Nur selten ein Mensch an der Barriere. Absonderlich stumpf,
Mit harten Zügen, mit sich selbst beschäftigt.
Endlos wie Meer breiten sich die Flächen.
Hebung und Senkung der Äcker gleicht leichtem Wellengekräusel.
Und der Sand ist trocken und weiß, wie Meeressand.
Kennst du die Schönheit des Raums, die hohe Stille der Weiten?
Wo der Himmel unendlich sich breitet,
Kein Laut stört die Ruh?

Kaum singt ein Vogel.
Keine Quelle murmelt.
Kein Wasser stürzt.
Kaum geht ein Wanderer den Weg entlang.
Ganz leise nur flüstern die Bäume,
Unbeweglich steht alles, reift langsam seinem Ziel entgegen.
Dann stirbt es ab und vergeht und verschwindet.

Keine Klage. Ein Neues hebt an,
Schiebt sich an die Stelle des Alten.
Der Kreislauf beginnt von neuem.
Und die Arbeit geschieht ohne Lärm,
Ohne viel Aufhebens, und das Persönliche schweigt.
Das stumm seine Pflicht tut. Über ihm der unendliche Himmel.

Ernst: Da hast du ja schon die ganze Öde dieser Existenzen. Wo ist da Kultur? Wenn schon die Natur so karg ist.

Georg: Was ist Kultur?

Und was soll das ewige Reden von Kultur?
Was soll das naserümpfende Betrachten und
All die tüftelnden Untersuchungen,
All die naseweisen Formeln,
Die nur auf Wissen beruhen
Und angelesener Gelehrsamkeit,
Mit der wir so gerne prunken —
Hier ist die Gegenwart!
Hier ist der Platz zum Ringen!

Was ist Natur?
Und was soll das ewige Reden von Natur?
Kultur und Natur — beides sind wir.
Und von uns und unseren Werken
Sei die Rede!
Was sollen die idyllischen Rückblicke?
Und was soll die Sehnsüchtelei?
Und das dumpfe Behagen in der Enge
Der vier Pfähle? Blickt hinaus —
Da wogt das Flammenmeer des Lebens!

Hier ist die Gegenwart!
Hier ist der Platz zum Ringen!

Es gibt für dich nur einen Stern.
Der heißt: Erde!
Mit Steinen, Pflanzen, Mensch und Tieren
Und mit dem Sinn
Des ew'gen Ineinanderübergehens.

Es gibt für dich nur eine Zeit.
Die heißt: Gegenwart!
Mit Haß und Mord
Und Liebe und Feindschaft und Wollust —
Und der tiefen Schönheit des Ausgleichs.

Es gibt für dich nur ein Leben.
Das heißt: Kampf,
Rastlose Betätigung der Kräfte!
Der Dieb und der Mörder,
Die auf Beute und Zerstörung ausgehen,
Stehen höher als der, der in satter
Bequemlichkeit die Hände in den Schoß
Legt, nichts tut, nichts denkt,
Dumpfer als ein Tier vegetiert.
Da gleichst Du der Maschine —
Am blanksten funkeln die Teile,
Die in immerwährender Bewegung sind.

Stell dich auf den vordersten Platz!
Da wo am heißesten gerungen wird.
Wo das Menschliche am heftigsten
In Frage gestellt und die Helle am tiefsten
Verdunkelt wird — da stell dich hin!

Ohne Gelehrsamkeit und ohne Tüftelei,
Ohne Formeln und ohne die geprägten Worte!
Ohne die ewige, endlose Variation
des Wissens.

Hier ist die Gegenwart.
Es gab nichts Größeres als die Gegenwart.
Alles andere ist in Nacht versunken
Und vergessen.

Hier ist der Platz zum Ringen.
Bist du schwach? Egoistisch?
Sehnsüchtelnd? Und genießend?
Nie war der Kampf so heiß.
Keine Vergangenheit hat so
Allseitig gestritten.

Wer dieser Gegenwart entflieht,
Wird nicht einmal Vergangenheit gewinnen.
Wer klüglich sich beiseite stellt,
Wird nur das eigne Ich entdecken,
Wird schelten, klagen und verächtlich tun
Mit eingebildeten Gespenstern schrecken.
Dabei nur sich im Auge haben,
Seinen Vorteil, seine Geltung, seinen Ruhm.

Was ist im Weltall Ruhm des einzelnen?
Verliere dich, dann wirst du dich gewinnen.
Dich und die tieferen Gesetze!

Hier ist die Gegenwart.
Hier ist der Platz zum Ringen.
Stell dich in die vorderste Reihe!
Stell dich an den vordersten Platz!

Ernst: Das sind alles Ideen...

Georg: Und wenn es Ideen sind...

Ernst: Sie haben keine Zeugungskraft; es bleiben Abstraktionen.

Georg: Gut, dann nimm etwas anderes, vielleicht spürst du da etwas. Wir hatten die Nacht durch zusammengesessen und gezecht. Es war eine jener Nächte, wo man das Leben in sich fühlt, wo jeder Nerv vibriert in Erregung. Wie war die Nacht so schön!

Glühender Wein in blitzenden Bechern!
Es tanzte gaukelnd Wort um Wort
Leicht am Ohr vorbei, grub sich in die Gedanken.
Das Leben floß um uns in wildem Strom
Wie rotes Blut in lustgeschwellten Adern. —
Dann wieder kamen Augenblicke
Der Stille und des tiefen Sinnens.
Beredtes Schweigen. Einsam saß
Einer bei dem andern.
Und dunkle Augen sehen sich fragend an
Als suchten sie im andern die Erklärung —
Doch immer wilder züngelte die Glut. —
Ihr Zechgenossen, wie war die Nacht so schön!
Das ist die Lust der lebensvollen Nächte,
Die brandend aufstürmt, sich am Fels zerschlägt,
Hoch aufspritzt, dann ins Grab zurücksinkt.
Und wieder stürmt und stürmt — entfesselt sind die Mächte.

Nun graut der Morgen,
Freunde, scheiden wir, rief eine Stimme.

Lebt wohl! —
Nur kurz der Abschied,
Nur ein Händedruck . . .
Und leise fröstelnd tret ich aus der Tür.

Ich war allein.
Nun war es plötzlich still um mich,
So still wie Grab.
Leise tret ich auf
Und scheute mich —
Grauliches Dämmern rings.
Und alle Stimmen schliefen mit geschlossenen Augen.
Tönte nichts zu mir. Todgleiche Stille.
Doch schien ein ferner Sinn hierher zu horchen.
In jeder Ecke lauerte Erwachen.

Stumm, grau und steinern
Standen alle Häuser.
Geheimnisvoll war hier und da
Ein Fenster offen —
Als gähnte aus der Finsternis ein dunkler Rachen.
Die Uhren schlugen in der Stille.
Zur frühen Arbeit ziehen die ersten Scharen.
Nur ungenau zu sehen
Durch ungewisse Schleier.
Als dunkle Massen gleiten sie vorbei.

Von Haus zu Haus
Huschen die Kinder

Verschwinden in den Toren
Klappern mit Kannen und mit Flaschen.
Und eilen weiter, ein geschäftig Zwergenvolk.
Da drinnen schlafen Menschen.
Die Kinder huschen — zuweilen ein Ruf,
Ein helles Stimmchen,
Das klang in dieser grauen Einsamkeit
Wie Glockengeläut —
So wie Schlitten hinklingeln
Über den harten Schnee, über das einsame Feld . . .
Das alles war mir nah und doch so still,
Daß es entfernt mir schien, unwirklich wie ein Bild
Wie eine Erscheinung, gaukelnd in Schmetterlingsschönheit!
Wie halt ich euer Enteilen?
Die ich nicht fassen konnte die mir zu enteilen schien,
Kam ich ihr näher. Vor mir ein weiter Platz.
Grau lag der Morgen auf den grünen Sträuchern.
Ein weißlich Leuchten lag auf jedem Blatt.
Wie schrille Seufzer hallten meine Tritte.
Dann blieb ich auf der Brücke stehen, der breiten Brücke.
Lehnte hin an die Brüstung,
Sah lange, lange in das tiefe dunkle Wasser.

Es wehten junge Winde zu mir her,
Ein rosig Leuchten tupfte auf die Dinge —
Und herrlich stieg die frühe Sonne auf —
Schwamm in der Silberpracht der ersten Wolken.
Ihre goldnen Strahlen funkelten
Blitzten hin über die seidig-glatten Wasser.

Unwirklich schien die ganze Welt — ein Traum
Aufsteigend in der Schöpferpracht des Werdens —
Unwirklich schien ich selbst.
Da fühlte ich die Größe dieser Stunde.
Wie im Tal vor hohen Bergen stand ich,
Und langsam ging ich dann nach Hause.
Sann nach und fühlte kaum die Erde.
Und in den Zweigen, in den Sträuchern —
Zwitscherten schon die frühen Vögel.

Und langsam wachte all das Erdentreiben auf.

Ernst: Das ist ein einzelner Eindruck. Er vergeht. Dann ist alles tot und nüchtern. Und das ist es eben, daß kein Funke kommt, wenn man an diese Steine schlägt. Man hört kein Echo, wenn man ruft, und gerade das, was du sagst, beschwört das fürchterliche Gefühl des Alleinseins. Wenn erst die Menschen kommen und der Lärm des Tages beginnt . . .

Georg: Alle Dinge leben, sofern du nicht tot bist.
Wieviel Größe und Schönheit gibt es in den Straßen der großen Stadt!

Ich gehe an dem Ufer des Kanals entlang, er erweitert sich zu großen Becken
Die plumpen wuchtigen Spreekähne liegen hier in Ruhe.
Die grünen Bäume beschatten mit ihrem dichten Laub das Wasser.
Grünes Licht im Dunkeln, von Sonnen überleuchtet.
Eine Schleuse bildet jedesmal den Abschluß des Beckens.
Viele Brücken führen hier über den Kanal, ein lebhaftes Bild.

Am Geländer stehen Zuschauer und unterhalten sich.
Und immerfort drängt ein geschlossener Zug von Passanten über die Brücken,
Wie eine Prozession, die sich aus den Querstraßen über das Wasser zieht.
Wieviel Gegensätze, wieviel Farben!
Die helleren Steinmauern des Kanals und das dunkle Wasser.
Die leichten Brücken und die schweren Mauern.
Und drüben wieder die dunklen Pünktchen der Fußgänger und die bunten Wagen.
Dann die grünen Laubmassen am Ufer.
Überragt von den weißen und grauen Häusern,
Ganze Straßenzüge, ununterscheidbar —

Machtvoll, ernst reckt ein Bau sich empor.
Einfache graue Mauern, massig düster. Ein Krankenhaus.
Kein Schmuck, kein Zierat, keine Farbe. Wie eine Zwingburg.
Zwei schlanke spitze Türme hochragend in grauer Färbung am Eingang,
Ein einfaches großes Tor.
Vor dem Krankenhaus ein großer schöner Platz. Zu beiden Seiten breite Asphaltdämme.
Der freie Raum vor dem stattlich ernsten Bau! Das viele Grün!
Neben den toten Mauern so lebendig und heiter.
Ein Wasserstrahl steigt aus einem Wasserbecken in der Mitte plätschernd hoch.
Blumenbeete leuchten und Blattpflanzen stehen auf dem schönen, dichten Rasen.
Der Rasen duftet. Die Farben der Blumen funkeln.

Von Häusern ist gar nichts zu sehen, so dicht ist das Grün.
Ein dichtes Gewoge von Blättern und Zweigen. Die Menschen verschwinden im kühlen Schatten.
Am Rand steht ein alter Mann, lockt und ruft
Er hält eine Tüte in der Hand — da kommen Tauben angeflogen.
Graue und weiße Tauben, die eifrig picken.
Der Alte steht inmitten einer eifrig durcheinander laufenden Schar.

Eine breite Brücke — hinauf. Sie führt über den Fluß.
Wie das breite Wasser sich nach beiden Seiten dehnt!
Unter dem weiten Himmel ein schönes Bild.
Die Größe der Ausdehnung gibt allem Ruhe.
Nach der Stadt zu dunkelt die Wasserfläche. Hellere Lichter springen auf der Fläche.
Schwere, weißgeballte Wolken hängen oben, ruhig, kompakt.
Die breiten Bogen einer Brücke schweben im nebligen Dunst
Der Stadt über das Wasser.
Dahinter verschwimmt das Bild der Stadt mit Türmen im Grauen.
Parallel mit dem Wasser, dicht über den Fluten, die Eisenbahn!
Schwere Bögen, die entlang laufen über das Wasser,
Mit tiefen Schatten in den Gewölben, wo die Fluten sich schaukeln.
Oben gleiten die Züge hin und her, geräuschlos durch die Ferne,
Ein schwarzes Band, das sich sacht weiter schiebt,
Hoch über dem Abgrund mit sanftem Schwung gleitend.
Fabriken drüben. Riesig streben die Lagerhäuser
Mit breiten, lichten Glasfenstern empor. Nur die Pfeiler zeichnen sich ab.

Dunkel und düster steht der Gastempel daneben, eine alte Zwingburg,
Schmutzig, graugrün. An der riesigen Rundung keine Luken.
Inmitten von aufgetürmten, schwarzen Kohlenbergen, die mit Wasser besprengt sind.
Auf der Schwärze leuchten die verdunstenden Wasserstreifen weißlich.
Hell in weiß und rot steht eine neue Fabrik daneben.
Drüben ein Industriegebäude, ganz in weiß.
Ein buntes Bild. In der Mitte das dunkle Wasser.
Wie Kirchtürme streben schlank die Schlöte der Fabriken in die Luft.
Als scharfe Silhouetten zeichnen sie sich leicht am Himmel ab.
Feiner Rauch schwebt aus den Essen, ballt sich dicker, wird schwärzlich und erhebt sich kaum.
Quillt eine Weile schwer aus dem Schlot. Dann wieder heben sich schneller die Wölkchen,
Kaum sind sie herausgeflogen, vermischen sie sich mit der Luft und sind kaum noch zu sehen.
Ein leichter grauer Schimmer, wie ein Schleier, schweben sie im Blauen über der Stadt!

Ich stehe auf der Brücke und betrachte das Leben.
Unablässig flutet der Menschenstrom an mir vorbei.
Wer will die Gesichter alle sehen und prüfen?
Hier und da ein paar Augen, ein Blick, schnell erhascht.
Alte Frauen stehen am Beginn der Brücke und verkaufen Rosen.
Ein alter Hausierer bietet Knöpfe, Messer und Hosenträger an.
Und auf einem klapprigen Wagen liegen Haufen von Kirschen ausgebreitet.

Eiliges Rennen. Die Kutscher schreien.
Die Droschken, Omnibusse, Lastwagen schieben sich über die Brücke.
Einer drängt den andern und will nicht warten.
Hinüber! In die engeren Straßen hinein, wo der Strom sich trennt.
All die Farben! Die hellen, neuen Gebäude
Die grauen, stumpfen, alten Bauten. Die grünen Anlagen.
Das wimmelnde, unruhige Schwarz der Männer.
Dazwischen die bunten und weißen Frauenkleider.
Die kaum andeutbaren, zart verwischten Farben an den Häusern —

Und darüber das unendliche Blau des Himmels! Und drunten das Wasser!
Grau und groß, eine gleichmäßige Fläche,
Auf der die Lichter spielen und zucken.
Räumliche Stille und Ruhe. Eine machtvoll lebendige Einheit.
Mitten im Fremden, Ruhelosen, das Gefühl starken Glückes.

Ernst: In diesem Hin und Her ist aber keine Ruhe; diesem Gewimmel fehlt der Sinn . . .

Georg: Alle diese Menschen, so sehr sie streiten und voneinander abweichen,
Gehen von einem Punkte aus und wirken im gleichen Sinne.
Alle diese Menschen sind Strahlen einer Zentralsonne.
Und diese Zentralsonne heißt: das innerlich Wirkende, das Immer-Werdende.
Alle diese Dinge, so fremd sie einander sind,
Werden von einer Kraft zusammengehalten, die den Sinn gibt
Alle Dinge leben, sofern du nicht tot bist.
Und niemand darf sagen: Hier ist das Ende.

Ernst: Wo aber ist der Beweis, daß nicht alles im Kreis sich dreht, daß wirklich ein Ziel da ist, dem das Tausendfältige zustrebt!

Georg: Ein Beweis, ein Ziel? Duckmäuser seid ihr und Jammergreise . . .

Je älter ich werde — ich bin noch nicht über dreißig —,
Um so mehr bedaure ich jeden Tag,
An dem ich nicht fröhlich war
Und zähle ihn zu den verlorenen.
Fröhlich unter den Menschen sitzend
Bringe ich die Zeit am liebsten hin
Und sie entflieht wie ein leichter Hauch.
Ich lache über die, die mit ihrer Zeit geizen,
Die mit dem Augenblick feilschen, wie knickrige Krämer.
Ich lache über die, die vom Pessimismus reden;
In Einsamkeit trauern und sich selbst vergessen.
Ich lache über die, die vom Christentum reden und von Renaissance und Antike.
Ich lache über die, die sorgengefurchte Stirnen haben,
Denn ich — ich bin.

Und wer weiß, wie lange ich noch hier sitze.
Ihr Kleinen, ihr Krämer, ihr Eintagsleute
Merkt doch, die Zeit geht hin —
Der Vogel Ewigkeit rauscht über euch und eurem vergänglichen Dasein,
Blickt von euch weg, blickt hinauf.
Fröhlich sitze ich unter den Menschen meiner Gegenwart und lache.

Bin ich ein Beamter, der über Büchern und Akten brütet?
Der Paragraphen klaubt?
Jawohl, auch ich bin ein Angestellter, ein Beamter,
Ein Mensch, ein Nichtstuer, eine Kraft, die sich auswirkt.

Ich lache über die, die ewig tüfteln,
Über sich und ihre Nächsten grübeln
Und über Probleme nachsinnen.
Die meisten von ihnen werden mich verachten
Oder scheel auf mich blicken
Und einige werden mich beneiden.
Denn ich weiß, daß ich lebe.
In mir löst sich alles von selbst.
Ich bin, ich bin, wie ich sein muß.
Ausströmend wachse ich ins Unendliche.

Ihr aber redet und säuselt und denkt nach
— ach, wie tief denkt ihr nach
Und bringt doch kein Glück, bringt keine Erlösung.
Zu sein, wie man sein muß, das bringt Erlösung.
Ihr aber beweist euch selbst weg von der Erde
Werdet Schatten und Gespenster und blickt aus hohlen Augen.
Und selbst eure Fröhlichkeit ist falsch,
Wird Verzerrtheit und Maske, eure Tänze sind Clownsprünge,
Und es stirbt alles Leben hinter dem Schein des Wollens.

Blickt nur — wenn ich durch die Straßen gehe
Schnalze ich mit den Lippen vor Vergnügen
Und nicke den Droschkenkutschern zu, die am Weg stehen;

Sie blicken verdutzt und schmunzeln.
Ich singe und die Leute drehn sich um
— ach, die Leute! Die blicken wie erzürnt.
Aber ich lache laut und herzlich.
Da drehn sie sich wieder um; verlegenes Mitleid auf den Gesichtern.
Sie gehen weiter: ein Verrückter, denken sie sanft und überlegen.

Aber ich, ich bin nur trunken:
Ohne einen Tropfen Weines bin ich trunken.
Trunkener als ihr, die ihr euch mit Wein füllt,
Bis ihr schwer und dumpf werdet und in Schlaf versinkt.
Ihr trinkt, um zu vergessen, um zu schlafen.
Ich aber bin trunken nur um so wacher.
Mein Wein ist die Welt, er glüht in meinen Adern.
Und so bin ich leicht und schwebe
Lachend gehe ich meine Frühlingswege
Und sonnig umflattern mich leichte Vögel,
Zwitschernd und sich jagend.

Ernst: Mich tötet diese ganze Monotonie des Daseins, dieses ganze traditionslose Gemengsel ist mir ein Greuel. Es fehlt die Einheit, das Große, Umfassende und darin sehe ich nur das Chaos.

Georg: Was redet ihr alle? Warum klagt ihr an? Das Leben ist mehr als ein Rechenexempel.
Stille zu stehen im Strom — das ist alles.
Einen Augenblick anhalten, warten und horchen.
Ich lasse mich dahintreiben im Strom
Und singe im Strom — das ist alles.

Ich tüftle nicht und male kein kleines Glück,
Ich gebe keine Lösung und ich deute nicht.
Ich übertreibe nicht, ich will auch nicht blenden.
Ich posiere auch nicht als Dekadent (ich bin es nie gewesen)
Nur jung war ich und unerfahren und glaubte vielen Rednern.)
Ich eifere aber auch nicht gegen Dekadenz und Entartung.
Was soll ich eifern? Was soll ich den andern nachlaufen?
Mögen sie tun, wie es in ihnen liegt. Ich sehe das Umfassende.
Ich sehe die Schönheit des Kreislaufs — was soll ich meine Zeit nutzlos vergeuden?
Stille zu stehn im Strom — das ist alles.
Einen Augenblick anhalten, warten und horchen.
Ich lasse mich dahintreiben im Strom
Und singe im Strom — das ist alles.

Ich liebe die Zukunft, sie findet bei mir ihre Rechnung.
Ich ahne einen Ausgleich und warte ruhig bis er kommt.
Kommt er nicht, so habe ich die Zeit des Schauens für mich
Und andere werden ihn erleben.
Ich liebe nicht die kleinbürgerlichen Philosophen, die am Kamin hocken,
Die in ihrer Kammer Sprüche murmeln und absichtlich dunkel reden.
Ich lasse mich gern in den großen Raum der Unendlichkeit führen.
Dort stehe ich und staune,
Nehme auf und gebe von mir, und freier atmet die Brust.

Ruhig — erhaben und groß sind die Bilder
Des vorüberrauschenden Lebens, das ich schaue.

Ich lasse mich treiben und höre das vielfältige Singen.
Wenn ich Lust habe, halte ich an und sinne
Und auch das hat seine Bedeutung und will beobachtet sein.
Ich lache über Antike und Renaissance und alle die Gelehrsamen.
Ich lache über Ichglück und Weltglück und wie all die Phrasen heißen.
Ich lache über die Vergangenheiten, die ich nicht brauche.
Ich rede nicht davon und bin gleichgültig gegen die Wege,
Die die anderen gehen, sie locken mich nicht.
Ich bin ich, Teil eines Ganzen, das ich fühle!
Langsam gehe ich meine Bahn, die ich gehen muß.
Wirke mich aus und hoffe auf das Ziel.
Ich rede nicht von Vergangenheiten, sondern von der Gegenwart und der Zukunft.

Ich lasse mich dahintreiben im Strom und singe im Strom, das ist alles.
Zuweilen übertönen mich die Wogen und meine Worte versinken —
Was tut das? Sie tönen mit im großen Rauschen.
Wenn das Tosen sich legt, bin ich zeitweilig hörbar.
Denn ich rede nicht von den Büchern, sondern von der Kraft.
Und höher als ich selbst steht mir das All, das ich fühle.
Neue, junge Gestalt, die noch nie gewesen!
Zeiten der Vergangenheit — nie hörtet ihr diese Stimme?
Alles, was jung ist, ist mein und horcht auf das Werden.
In alten Büchern davon zu lesen, das ist euer Traum.
Glücklich seid ihr, darin zu blättern
Und der junge Geist entzückt euch, sobald er gewesen.
Dann berauscht er euch wie Wein und ihr kostet und schlürft

Redet immerfort davon und zügelt kaum eure Begeisterung.
Aber in der Gegenwart seid ihr alt und liebt das Alte
Liebt das Genaue und eifert gegen den Sturm.

Ein kurzes Besinnen — das ist der Wert des Lebens.
Ein kurzes Besinnen — dann heißt es: weiter.
Ein schnelles, tiefes Aufatmen, Umsichblicken
Vorschauen und Rückwärtswenden:
Ein Erkennen des Raumes und der Ruhe
Ein Erkennen des Großen, Bleibenden
— Dann heißt es: weiter
Und das Rauschen übertönt deine Stimme.

Stille zu stehen im Strom — das ist alles.
Einen Augenblick anhalten, warten und horchen.
Ich lasse mich dahintreiben im Strom
Und singe im Strom — das ist alles.
Ernst: Packt dich da nicht das Grauen?
Ich sah einmal von einer Anhöhe über die Stadt
Zuerst atmete ich wie erlöst ...
Dann blickte ich hinunter:
Dort unten lag die große Stadt.
Tief unter mir. Sie schlief.
So ruhig. Beinahe tot.
Und Nacht war überall.

Nichts tönte hier herauf zu mir.
Ich saß, sah die Häusermassen
In dunklen Mauern stumm ins Riesenhafte ragend,

Einem Felsmeer gleich,
Das trümmerhaft die Spuren der Bewegung wahrte.
(Mit Betonung.)
Und in den Mauern schlafen tausend Menschen,
Tausend schlafen in Ruhe.
Und tausend andere wälzen sich in Qual,
Stöhnen in Fesseln, die sie eng umschlingen,
Wie eine Riesenschlange ringelnd ihre Opfer würgt.
An stumme Türen klopft und klopft die Not.
Wer weiß den Ausweg?
Jeder sucht ihn
Sucht in blindem Selbstvertrauen
Den Weg zu Licht und Freiheit
Und tastet prüfend an der dunklen Mauer,
Die nie endet . . .

Und andere sehnen sich in dumpfer Gier,
In ihrem Blute rast noch wild das Tier.
Das Dunkle wird zur Macht verklärt.
Sie sind wie blinde, tastende Organe;
Menschen noch nicht. Und nicht mehr Tiere.
Des Zufalls Opfer, Spiel dem Willen,
Seltsam geformt und ohne inneres Leben.

So sah ich Grauen rings und einen Anfang überall;
Den Anfang einer Kette, die nie endet.
Dort unten auf dem Riesenbette
Wälzt sich das Ungeheuer
Ruhelos . . .

Es stöhnt der Hauch zum Himmel
Und endlos breitet sich die dunkle Ferne.
Nichts gibt hier Trost, nichts Ruhe.

Georg: Ja, endlos breitet sich die Ferne
Laterne reiht sich an Laterne,
Wie Perlen hängen sie im Dunst der Nacht.
Ein märchenhafter Strahlenkranz,
Schlingt dies Gewirre einen Lichterglanz
Durch all die Straßen, die so tot und einsam ...

Unendlich breitet sich die dunkle Ferne.
Und über Mensch und Nacht und Not
Wölbt sich der dunkelblaue Raum der Sterne.

Ernst: Deckt die Häuser auf!
Deckt die Spelunken auf!
All die Höhlen!

Erlaubte Liebe!
Gesegnete Liebe!
Verbotene Liebe!

Die Seele zweifelt
Und fragt und fragt:
All das lebt doch und muß einen Sinn haben?

Jede Sekunde gebiert eine Wollust.
Jede Sekunde gebiert Tragödien.
Jede Sekunde gebiert Leben

Mit all den Fragen,
Schrecknissen und Enthüllungen.

Und Tausende sinnen.
Und starren und fragen
Immer von neuem.
Und stehen ohne Rat.

Georg: Es hat einen Sinn!

Ernst: Jede Nacht sieht Totschläger
Und Dirnen.
Jede Nacht sieht Notzucht und Mord
Und Geschlechtsseuche.
Im Wahnsinn ringt alles miteinander.
Setzt Anfang und Ende zugleich.

An einem einzigen Tage
Geschehen mehr Greuel
Und mehr Unglücke
Als Menschen ungefährdet tragen können.

Was sind alle Sehnsüchte dagegen?
Was sind alle Seligkeiten im Winkel?
O schmachtendes Begreifen — hier
Hier — nehmt die Bürde ab.
Tragt schwer daran!

Was ist aller Friede
Umhütet von Glück?

Er trägt euch zu keiner Heimat
Zurück.

Georg: Ach, ihr stoßt immer Flüche aus!
Großstadt —
Ist das das Letzte?
Ist es letzte Station?
Macht der Geist hier halt?

Heißt es nun: Zurückkriechen?
Flucht?
Sich — selbst — auffressen?

Nein — kein Zurück,
Weiter! Empor!
Brich durch, Liebe.
Schwebe hin über der Stadt
Deck deine Fittiche darüber:

Es gibt größre Zusammenhänge!
Es gibt größre Organismen!

Ernst: Seht die Kinder an!
Selbst diese Zarten werden schon geschändet.

Eben spielten sie noch unschuldig
Und lachend —
Da lockt sie eine Hand
Und führt sie schmeichelnd hinweg.

Was sind alle Schrecknisse
Gegen den Jammer dieser Wehrlosen?

Weshalb?
Wozu? Wo ist das Ende?
Wo ist der Zusammenfluß?
Ein Gifthauch verpestet sie
Ehe sie wurden.

Erhebt anklagend eure Hände!
Fragt! Und fragt!
Das Leben verschüttet alle Fragen.

Kurt (still): Ja, Ernst, auch ich glaube
Es muß einen Punkt geben
Wo dieses Wollen sich erfüllt.

Es muß einen Punkt geben
Wo die Liebe all diese Verbrechen sühnt.

Es muß einen Punkt geben
Wo all dies Irren sich erklärt.

Ernst: Verborgen und verbogen sind ihre Seelen.

Kurt: Muß man sie nicht lieben?
Wo blieben sie denn —
Liebte sie nicht ein Gott?
Wo blieben sie denn —

Umfaßte auch sie
Nicht der ewige Kreislauf!

Georg: Es gibt keinen Gott
Er sei denn in dir!
Es gibt nur die Kraft
Und den gesegneten Kreislauf der Kraft!

Gott ist nur Sehnsucht,
Die Sehnsucht ist in dir,
Gott ist nur Widerspiegelung,
Wille und Kraft.

Kraft, die sich selbst erkennt,
Glaubt an sich
Und sagt: Gott!

Ernst: Du redest, was du selbst nicht glaubst. Hier gibt es keine Kraft. Hier gibt es nur ein Müssen.

Georg: Liebe ist Kraft!
Und Verzeihen ist Kraft!
Eroberung ist Kraft!
Und Hingabe ist Kraft!

Schaffen ist Kraft!
Wer sagt, ich glaube,
Daß alle Menschen
Einen Sinn in sich tragen,
Der hat die Kraft!

Kraft ist alles,
Das höher will.
In Hoffnung zu einem anderen strebt.

Die Wurzel,
Die sich nährenden Boden sucht,
Hat die Kraft!
Der Wind, der über die Ebene stürmt,
Ist ein Kind der Kraft!

Und die Blüte, die den Stengel krönt,
Ist ein Kind der Kraft.

Der Baum, der auf dem Felde
Im Frühling steht
Von tausend weißen Blüten
Schimmernd überschüttet,
Ist gesegnete Kraft!
Die Kinder der Kraft
Leben in Schönheit!

Schön ist alles, das sich selbst auswirkt!
Schön ist das Kind, das spielt.
Schön ist das Tier, das nachts
Mit scheuen Tritten
Nach Beute ausschleicht
Und vorsichtig aus dem Dickicht äugt.
Und schön ist das Tier,
Das im einsamen Tale,

Im Kampf verendet —
Und niemand weiß davon.
Schön ist der Mann,
Der Tafeln zertrümmert,
Schön ist ein Weib,
Das ein Kind unter dem Herzen trägt!
Stark ist der Mann,
Der den Zusammenhang begreift.
Stark ist das Weib,
Das den Zusammenhang begreift.

Schön ist das Verstehen,
Das beide eint.
Die Sehnsucht, die Glut
Und das Umfangen!

Schön sind Mann und Weib,
Die als furchtlose Kameraden
Ihre Wege zusammen gehen.
Liebend die Hände ineinander gelegt,
Beide einander gewachsen und gleich,
Als mutige Jäger
Ausziehend auf Beute.

Schön ist das Verhältnis aller Dinge,
Das Gleichgewicht und das lässige Streben.
Schön ist das Gestirn,
Das sacht durch den Luftraum schwebt.

Es gibt keinen Gott —
Er sei denn in dir,

Im Stern, in der Pflanze,
Im Wind, im Tier.
Es gibt nur die Kraft
Und den gesegneten Kreislauf der Kraft.

Denn Stern und Mensch
Und Wurm und Tier
Reichen sich die wirkenden Hände.
Glieder einer verschlungenen Kette. —
Es durchströmt sie die Kraft,
Der gesegnete Kreislauf,
Ohne Halt, ohn Ende.

Ernst: Das ist Wahnsinn, das ist nicht Sammlung, nicht Kraft
Das zersprengt den letzten Zusammenhang ...
Denke an die großen Epochen, an die Antike, die Renaissance.

Georg: Meinst du?
Wir haben zuviel in den Büchern gelesen und schleppen an allerlei Problemen,
Wir seufzen unter der Last, aber wir befreien uns nicht.
Wir meinen, unsere Aufgabe sei es, Lösungen zu finden ...

Ob Individualismus oder Sozialismus,
Ob Glück oder Unglück,
Ob Antike, Renaissance oder Christentum —
Das ist unsere Sorge und unsere Sehnsucht.
Ewig käuen wir die Vergangenheit wieder.
Dann finden wir mühsam eine Erörterung,

Heben den Finger und wissen nun die Bedeutung
Und zeigen an durch Gebärden: Hier, ich —!
Ich bin im Besitze der Lösung.

Ach, der Strom rauscht vorbei und sie stehen nur am Ufer,
Der Strom rauscht und achtet nicht ihrer Gebärden,
Der Strom rauscht, und verloren sind ihre Reden!

Ihre Reden sind nur verhallende Laute im Unendlichen.
Abgerissene Sätze ohne tieferen Zusammenhang.
Ohne Wurzel, ohne Kraft, ohne natürlichen Halt.
Alles, was sie geben, sind nur Variationen.
Hört man sie, so lacht man schon über Bekanntes.
Umwandlung, Benutzung ist alles und andre Benennung.
Vorlaut ist ihr Wesen. Sie geben nichts Neues.
Keine Zukunft. All ihr Wesen ist Rückblick.

Wozu brauche ich die Rätsel der Vergangenheiten?
Ich habe in mir selbst Rätsel genug und bin selbst ein Rätsel.
Soll ich sie lösen? Stelle ich mich über mich selbst?
Ich sage nur, wie es in mir aussieht.

Ernst: Und sowie du dich dem Leben näherst, stößt es dich zurück. Es will dir nichts geben: es will von dir etwas haben. Es saugt dich aus. Der Mensch hat den Zusammenhang mit den Dingen verloren, sie sind mächtiger als er. Er erstickt unter ihnen; er ist arm bei ihnen.

Georg: Was ist außer mir, was ist in mir?! Wenn ich eine Brücke sehe, so wie die Ingenieure sie jetzt bauen, kühn, wuchtig

strebend, so fühle ich ein Glück! Ich habe eine Vision; ich lebe. Und so fühle ich mich in allem andern; nichts ist mir fremd.

Kurt: Das also ist es. Du bist doch im letzten Grade Altruist...

Georg: Nein, nein, das nicht. Ich bin weder Egoist noch Altruist. Ich bin einer, der lebt. Ich fühle den Zusammenhang. Fühlt ihr, was das heißt? Was geht mich Glück oder Unglück an! Ich lebe. Ich rechte nicht, ich kenne keine Moral. Ich möchte nur allen Menschen zurufen:
O, weshalb redet ihr nicht wie Menschen reden?
Auf leere Gaukelbilder hofft ihr
Trügerisch wie spielende Farben
Und starrt hinweg von euch nach fremden Bildern
Und laßt eure Seele verschütten von dem Staub der Tage.

Ihr seid stumm. Ihr redet Phrasen.
Ihr redet wie Puppen.
Leer sind eure Augen,
Tot sind eure Blicke.
Ihr wißt nicht, wer ihr seid.

Auf — laßt eure Glut erwachen!
Schürt die Flammen, die in euch ruhen,
Die zur Stille gewiegt sind in der langen Eintönigkeit der Tage.
Schürt die Flammen, daß ein heißer Hauch
Sengend euren Lippen entströmt.

Ihr seid Menschen.
Ja, — Lebensglut sengt.

Lebensglut schürt das Blut,
Daß es wallt und glüht
Und drängt und überschwillt.
Ich will mich an euch versengen;
Aber ihr wartet immer und hofft
Und laßt euch verschütten von euch selbst,
Totengräber eures Selbst.
Ihr selbst singt euch Leichenlieder.
Eure Rede klingt wie die Grabrede eines Pastors.

Leer sind eure Blicke.
Ihr redet einer vor dem andern, mit Hinterhalt.
Träge arbeitet bei euch die komplizierte Maschine:
Herz.
Jener seltsame Motor, jener urkräftige Muskel,
Der immer das Blut treibt, ob ihr Kummer habt
Oder euch freut.
Ihr geht, sitzt, schlaft, ihr lacht und ihr trauert.
Ihr steht am Sarge von Freunden. Immer
Klopft das Herz und arbeitet
Unentwegt und treu, die rätselhafte Maschinerie.

Und immer, wenn ihr vor mir sitzt,
Sehe ich diese arbeitsamen Herzen vor mir:
Eine Reihe minutiöser Apparate,
Die rastlos arbeiten, immerfort.
Herz an Herz; Strom bei Strom pulsierenden Blutes.
Wie präparierte Schaustücke in einem anatomischen Museum.
Ich suche eure Augen —

Warum versteckt ihr euch?
Ich will mit meinen Worten
Eindringen in eure Seelen —
Warum verstellt ihr euch.
Ihr sollt mich hören —
Warum verstopft ihr eure Ohren?

Ihr zuckt die Achseln. Ihr lacht.
Lacht nicht! Es wird euch gereuen.
Ich will zu euch reden.
Ich will zu euch reden, daß ihr aufmerkt.

Ich strebe hin zu euch. Fühlt ihr es nicht?
Wo ist euer Herz? Ich will es betasten.
Wo ist eure Seele? Ich will sie besitzen.
Hier, hier habt ihr mein Herz!
Nehmt es und tut damit nach eurem Gefallen.
Hier meine Hand, hier meine Lippen.
O, gebt mir euer Herz, gebt mir eure Hände,
Gebt mir eure lebendigen Lippen!

Ich will euch an mich ziehen, ich will euch küssen.
Nichts geht über die Berührung lebendiger Lippen.
Meine Liebe gehört euch! O, daß ihr erwarmt!
Brust an Brust will ich bei euch sein
Und euch in die Augen sehen.
Vielleicht weck ich die Glut.
Vielleicht fangt ihr an zu stammeln,
Vielleicht redet ihr zu mir.

Es gehen viele Menschen über die Erde,
Horcht hin, was sie euch sagen.
Vielleicht glüht ihr dann wie ich.
Wie ich zu euch erglühe.
Bald ist die Zeit um, dann fragt
Niemand nach euch. Und niemand
Will eure Sehnsucht.
Dann müßt ihr stumm sein.

Aber jetzt, jetzt! Redet noch, lacht!
Glüht, liebt! Jetzt seid ihr noch Menschen.
Ihr seid, seid, seid! Ihr lebt!
Begreift ihr, was das heißt: Sein!
Sein! Sein! Faßlich und unangreifbar.
(Wie lange noch — ja!
Wer in diesem Moment unvertilgbar, unleugbar.)

Es tönt eine Glocke über das Weltenall.
Ihr Ton schwillt. Hört ihr sie?
Ihr wollt sie nicht hören — nein
Verstopft euch nicht die Ohren!
Auf, schlürft ihren Ton,
Schlürft ihn ein wie eine Süßigkeit, eine seltene Speise.
Der Glocke Ton schwillt über die Erde.
Sie singt und klingt, was euer Herz will,
Was euer Herz sich ersehnt, im Einklang mit euch.
Ihr aber denkt nur:
Wir hören's wohl.
Und nickt dann altklug mit den Köpfen.

Und geht zu euren Geschäften.
Sei stille, mein Herz — so murmelt ihr wohl noch.

Nein, seid nicht stille!
Der Ton ruft euch. Er will einziehen
In eure Seele. Öffnet sie weit!
Mitklingen sollt ihr. Ihr sollt mitbrausen;
Im All ein schwellender Orgelton.
Hier, hier ist meine Seele.
Ihr seid es, ihr seid es, so ruft die Glocke.

Rottet euch zusammen, wir stürmen zu den Gipfeln.
Trunken stürmen wir hinauf, wo die Sonne lacht.
Sie übergießt euch mit Glanz.
Befiehlt, wie die Erde sei — sie ist es.
Befiehlt, daß alle Dinge nach eurem Sinn leben.
Und sie leben nach eurem Sinn.
Nichts steht euch im Wege. Nur ihr selbst.
Es wartet alles auf euch,
Greift lachend zu und packt an
In jubelnder Werdemacht, sorglos, frei
Und ohne Grübeln und Bedenken.
O nehmt meine Hände:
Ihr seid es, ihr seid es!
Ihr — meine Gefährten!
Dann, ja dann —
Dann beginnt erst die Dunkelheit,
Dann beginnt erst die dunkle Stunde.
Zusammen sinken wir in die Einsamkeit,

Zusammen ziehen wir in die stumme Nacht,
Ziehen zusammen die starre Straße,
Wo es kein Umkehren gibt.
Stürzen zusammen in das gähnende Grab:
Vergessenheit! Das alles Lebende verschlingt.

Drum aber liebe ich euch,
Weil wir Gefährten sind.
Ich habe Sehnsucht nach euch,
Weil ich zu euch gehöre.
Millionen Stunden und mehr werden noch hinziehen.
Nichts gleicht der Stunde, als wir uns trafen,
Als wir uns fühlten und miteinander gingen.
Was jetzt nicht wird, entsteht, lebt,
Verloren ist es.
Nie kommt die Stunde wieder.

Was seht ihr nach den andern und zaudert?
Was kümmern euch die andern. Sorgt für euch,
So wird für alle gesorgt sein.
Andere kommen nach euch
Und suchen eure Spuren.
Sie werden fragen und sich wundern:
Was taten sie? Was trieben sie?
Waren sie Menschen? Glückselig und ganz?

Lebende seid ihr! Allesamt Herrscher!
Wir leiden dasselbe, wir jubeln über dasselbe.
Wir haben die gleiche Sehnsucht und die gleiche Trauer.

Hier meine Hand!
Hier mein Herz!
Hier meine Lippen!
Euch liebe ich, die ihr meine Gefährten seid!
Verschwindende Augenblicke
In einer ruhlosen Ewigkeit.

Zusammen mit euch sink ich ins Dunkle.
Zusammen mit euch ziehe ich ein in die Nacht.
Zusammen mit euch geh' ich die starre Straße,
Wo es kein Umkehren gibt.
Zusammen mit euch verliere ich die Spuren,
Stürze taumelnd hinab in das gähnende Grab: Vergessenheit!
Das alles Lebendige verschlingt,
Einen seligen Gruß auf den Lippen.



# Nachwort

Dieses Gedächtnisbuch gibt Proben aus einer großen Fülle nachgelassener Schriften, an deren Durchsiebung Ernst Schurs Lebensgefährtin treulich geholfen hat. Nur eine erstaunlich mühelose Schaffenskraft konnte in einem kurzen Dasein zu den erschienenen Produktionen noch so viele ausgeführte Arbeiten der schöpferischen Phantasie und des ästhetischen Räsonnements hinzufügen.

Einzig und allein der Dichter, nicht der Kunstforscher und Sozialkritiker kommt hier zu Worte. Die ausgewählten Schöpfungen waren zum Teil bereits in Zeitungen und Zeitschriften veröffentlicht.

Ein Wort noch über die wertvollste posthume Gabe, über den „Moloch". Bei der Durchsicht des Nachlasses verriet sich als eine Eigentümlichkeit der Schurschen Arbeitsweise die Gewohnheit, Motive aus beendeten Werken noch einmal in neuen Schöpfungen aufzunehmen und in anderer Form auszuspinnen. Einem ähnlichen Prozesse verdankt auch der „Moloch" sein Entstehen. Das Thema der „Steinernen Stadt" erklingt hier aufs neue und große Partien aus diesem Buche sind wörtlich in das dramatische Gedicht übergegangen, dessen locker gefügter Dialog ja den lyrischen Ursprung nicht verleugnen kann. Es reizte den Dichter offenbar, das Lieblingsproblem seiner reifen Tage in einer eindringlicheren Kunstform auszugestalten. Alle Quellen seiner Kunst sollten hier zusammenströmen, und so ließ er das Werk mit dem brausenden Schlußhymnus seines „Lebens der Seele" austönen. In der Zwanglosigkeit, mit der sich diese Elemente zusammenfügen, verrät sich, bei allem Verzicht auf Formenstrenge, die Einheitlichkeit einer dichterischen Inspiration.

# Inhalt

# Ernst Schurs Werke:

Seht, es sind Schmerzen, an denen wir leiden. Schuster & Loeffler, Berlin 1897.

Von dem Sinn und von der Schönheit der japanischen Kunst. Verlag Hermann Seemann, Leipzig 1901.

Paraphrasen über das Werk Mechior Lechters. Verlag Hermann Seemann, Leipzig 1901.

Grundzüge und Ideen zur Ausstattung des Buches. Verlag Hermann Seemann, Leipzig 1901.

Dichtungen und Gesänge. Verlag Hermann Seemann, Leipzig 1902.

Das Buch der dreizehn Erzählungen. Verlag Hermann Seemann, Leipzig 1902.

Gedanken über Tolstoi. Verlag Hermann Seemann, Leipzig 1902.

Die steinerne Stadt. Verlag Oesterheld & Co., Berlin 1905.

Das Leben der Seele. Verlag Oesterheld & Co., Berlin 1906.

Weltstimme. Verlag Waldemar Bonsels, München 1907.

Einsame Liebe. Erzählung. Verlag Oesterheld & Co., Berlin 1908.

Nach der Arbeit. Führer durch die Kunstgeschichte. Verlag Eberh. Frowein, Berlin 1909.

Der moderne Tanz. Verlag Lammers, München 1910.

Tiefurter Frühling. Verlag A. R. Meyer, Berlin 1910.

Führer durch die National-Galerie. Verlag der neuen Freien Volksbühne, Berlin 1910.

Der Dichter und das Theater. Concordia, Deutsche Verlagsgesellschaft, Berlin 1910.

Kind und Kunst. Verlag Paul Brandt, Steglitz 1910.

Ein Festspielhaus für Berlin. Verlag Eberh. Frowein, Berlin 1911.

Kleistbrevier. Verlag Hans Bondy, Berlin 1911.

Heinrich von Kleist in seinen Briefen. Verlag der Schillerbuchhandlung 1911.

Meunier. Verlag Eberh. Frowein, Berlin 1911.

Die Einsamkeiten. Gedichte. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H. Berlin 1911.

Alfred Rethel. Velhagen und Klasings Volksbücher 1911.

Das Kaiser Friedrich-Museum. Velhagen und Klasings Volksbücher 1912.

Rudolphe Töpffer. Verlag Bruno Cassirer, Berlin 1912.

Bühne und Kunst. Concordia Deutsche Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin 1912.


Princeton University Library
32101 069170585

